



**ANGELIKA JAKAT**

**BERLIN ZWISCHEN LOCKDOWN UND REVIVAL**

Neunzehn unterschiedliche Texte  
zum Leben in der entfärbten Zeit „Under Corona“  
Winter 2021/22

Angelika Jakat,  
Berlin  
Copyright © 2022 by Angelika Jakat  
Texte und Fotos: Angelika Jakat



STIPENDIEN

VG WORT

Diese Texte wurden in der Corona-Pandemie im Zeitraum von November 2021 bis Februar 2022 niedergeschrieben. Sie stellen eine literarische Projektarbeit der Erzählerin dar, die ein Stipendium der Verwertungsgesellschaft VG WORT im Rahmen des Zukunfts- und Rettungsprogramms NEUSTART KULTUR der Bundesregierung ermöglichte. Alle Figuren in diesen Texten sind Erfindungen der Erzählerin, keine ist identisch mit einer lebenden oder toten Person. Desgleichen decken sich die beschriebenen Begebenheiten nicht mit tatsächlichen Vorgängen.

A. J.

## Inhaltsangabe

Alles bleibt im Corona-Modus	4
Großes Lachen selten zu finden ist	9
Lebensgefühl „Corona nonstop“	10
Kalenderblatt: B.1.1.529 – eine heikle Angelegenheit	13
Hinter dem Schweigen	24
Neustart: Jetzt! Nein, jetzt nicht! Doch nicht. Noch nicht.	25
Corona-Betrachtungen mit Rilke gedacht: Mensch wird leiser, hofft auf morgen	27
Gedanken über die Hauptstadt im Albtraum – als Einkaufen keinen Spaß mehr machte	30
„Aus der Tanz“ - Berlin kaum mehr wiederzuerkennen	35
Postkarte, geschrieben in Dezemberschnee	40
Wenn Kummer keimt	43
Zwiegespräch mit mir selbst in bleiernem Dezemberloch	44
Unvermeidliche Nebengedanken zur Kunst des Durchhaltens im „Social Distancing“. Oder: Wir sehen uns wieder, wenn Corona vorbei ist	55
Hallo Omikron - es regt sich Widerstand im Land	68
Was Arztbesuche mit schlechter Corona-Laune zu tun haben und Überlegungen zur Situation da Impfdurchbrüche drohen	74
Post-X-Mas – Leben in der Corona-Bubble	80
Kurz bevor Neuschnee fiel	97
Über Tage im Corona-Tal	106
Eine Frage der Zeit	115



## **Alles bleibt im Corona-Modus**

Graues Novemberlicht liegt über Berlin. Heute kein Regen. Kein Wind. Gelbes Laub leuchtet matt in dämmrig-fahler Helle. Zäh fließt der Verkehr. Dann und wann tönt Sirengeräusch auf. Krankenwagen bahnen sich ihren Weg schwer durch verstopfte Straßen. Durchbrechen laut tönend geordnete Großstadtstille im gedämpften Notfall-Modus. Berlin ist angekommen im zweiten Corona-Herbst.

Leiser als früher bewegt sich das Leben auf den aus dem Takt geratenen Hauptstadtstraßen. Frust und Wut über das Warten auf das Ende der Pandemie machen sich breit. Das urbane Leben – manch einem wird es zur Last. Nur

scheinbar gute Aussichten. Längst nicht alles geregelt, längst nicht alles wieder gut und wieder schön. Trotz starkem wirtschaftlichem Wachstum in der Eurozone. Momentan. Noch.

Fängt gerade alles wieder von vorne an. Auch dieser Herbst gehört Corona. Oskar Wilde hat es so formuliert: „Am Ende wird alles gut werden und wenn noch nicht alles gut ist, dann ist es noch nicht am Ende.“ Zuversicht ist gefragt. Auszuhalten gilt es – bis zum Ende der Pandemie. Das Heute, in Instabilität. Ein zweites Weihnachtsfest im Lockdown - es könnte wahr werden. Die Tage ziehen sich zäh wie Kaugummi in die Länge; wir zählen sie ab, bis zum Frühling.

Was bleibt vom einstigen Abenteuer Berlin? Vieles schon vorbei vom Glanz uriger Nachwendezeit mit hipper Großstadtkultur. Vorbei die alte Zeit, seit dem Aufflammen der Pandemie vor über einem Jahr im Frühling 2020. Vorbei die private Konsumlust, die bunte Vielfalt der dynamischen Metropole, die sichere Zeit, ganz normales Leben zu genießen.

Nicht mehr viel zu spüren von interkulturellem Leben und „arm, aber sexy“-Charme, von konjunkturellem Aufschwung, verführerischer Clubszene, persönlicher Anarchie und entfesselter Lebensfreude. Stattdessen steht neue Biederkeit im Plus. Und innerer Notstand greift weiter um sich. Parallel zum Phänomen der Gentrifizierung. Begleitet von Maskenpflicht, Abstands- und Hygieneregeln. Kapazitätseinschränkungen in vielen Wirtschaftsbereichen. Unsichere Zeit. Bedrohliche Zeit. Verändertes Lebensgefühl. Jedermann in Berlin spürt es.

Berlin atmet Covid-19. Verändert sich im Lockdown-Takt. Ist nicht mehr die Stadt, die sie bis März 2020 war. Ist nicht mehr das, was man sich unter einer spannenden Kulturmetropole sowie einzigartiger elektronischer Musik- und Clubszene mit weltweiter Strahlkraft vorstellt. Taumelt auf dem neuen Weg in die neue Zeit. Ungewohntes Auf und Ab.

Vor dem Virus sind alle Länder und Menschen gleich. Arm, reich. Jung, alt. Hierzulande gilt zur Stunde der Aufruf: Neuanfang wagen. Speziell in der Kultur. Und zwar: Jetzt! Der Erreger hat freilich nicht abgedankt. Seine Wellen kommen ungebrochen, was kein reduziertes Gefahrenpotential erkennen lässt. Grund genug sich Sorgen zu machen.



Mutierte Virusvarianten schweben als Damoklesschwert über echter Berliner Kiez-Kultur und anerkannter Kiez-Gastronomie. Offenkundig ungewiss deren Zukunft. Wie die so vieler anderer. Gesundheit und Sicherheit der Gäste und Besucher haben Vorrang. Wir gehen wieder auf Abstand. Treffen uns draußen oder bleiben ganz zuhause. Statt Gemeinschaftsgefühl 2G-Regel oder 3G-Optionsmodell - Einschränkungen in schwieriger Zeit, einer ohne Normalität und ohne soziale Begegnung. Gerade ist wieder vieles nicht mehr möglich. Gute Nacht Berlin!

Die Inzidenzrate tendiert wieder nach oben, steigt weiter, besorgniserregend schnell. Unbeschwert fröhlich lebende Menschen sind aus Berlins Straßen fast verschwunden. Und mit ihnen die Stimmung nach menschlicher Verbindung, kreativer Modernität, nach weltstädtischer Unordnung, nach echtem Aufbruch. Stattdessen gehemmtes Miteinander, gehemmter Antrieb, gehemmtes Leben, wachsende Ratlosigkeit, wachsende Unsicherheit. Verändertes Leben, niemand ist mehr sicher, die Mutationsrate des Virus nicht überschaubar, nichts mehr schön und gut. Viel Gründe, sich zu ängstigen.

Die Dunkelheit kommt früh im November. Weltweit machen „Impfdurchbrüche“ Angst. Die Wandlungsfähigkeit des Virus fordert die Menschheit im Herbst 2021 erneut heraus. Widerstand zwecklos. Es ist, wie es ist. Covid-19-Seuchen-Geschichte, ist im dritten Jahr nach Ausbruch der Pandemie noch immer Wirklichkeit: Alles bleibt im Corona-Modus.

Die historische, gesellschaftliche Ausnahmesituation besteht fort, die es zu dokumentieren und zu verstehen gilt. Letzteres wohl erst später. Bis dahin nicht verzweifeln. Besser denken, dass es irgendwie gut und schlecht zugleich ist, so zu leben. Eines fernen Tages wird es bestimmt wieder gut sein. Und zuletzt alles Geschichte. Wenn man's übersteht.

Herbst/Winter 2021: Lockdown war gestern, weltweit reduzierte Aktivität ist heute. Noch immer Leben mit AHA+L-Regeln; FFP2-Maske und Impfzertifikat zwischen Angst und Überkorrektheit. Die Pandemie wütet weiter, in Wellen. Die vierte Corona-Welle ist in Berlin schon da, eine fünfte nicht auszuschließen.

Die Menschen haben in der Hauptstadt wie allerorts meist nur ihr eigenes Leben im Auge. Jedem stellt sich irgendwann die Frage: Wie wird es weitergehen? Doch wie soll das einer wirklich wissen können. Wo mach einer die Corona-Gefahr noch nicht einmal wahrhaben will. Beispielsweise die, die von „Merkel-Diktatur“ und Staatsstreich reden und sich, als wäre das nicht genug, dieser Tage im 3. Weltkrieg wähen. Oder auch die Masken-Muffel, die dir nicht nur in der BVG übertrieben trotzig und ablehnend in die Augen schauen. Als wäre Corona nur eine Laune und als gäbe es außer dir keinen anderen Menschen, den es noch von Denkfehlern zu überzeugen gelte. Schrecklich, wenn es dann eng wird mit Argumenten. Alles zu spät ist. Diese Gewalt, die hervortritt, wenn einer dann außer sich gerät. Wenn das Leben zerfällt, das Klima im Volk kippt. Ach, Ungeduld und Unmut wachsen, dieser Tage nach allen Seiten.



### **Großes Lachen selten zu finden ist**

Trockene Blätter springen rastlos im Kreis,  
kaum mehr gilt noch des Sommers Geheiß.

Tiefe Sonne stumpf leuchten lässt,  
was raschelnd von Ende und Wechsel spricht.

Über bunt dekorierte Wege fliegt fühllos die Zeit.  
Dabei spätes Sommerlachen sanft verhallt.

Der Sonne silberne Kraft von Abschied kündigt.  
Der kurzen Tage sich mehrende Stille, in glutrotem Licht versinkt.

Doch vertraute Sehnsucht erklingt auf weiter Bühne im kalten Raum.  
Das scheue Hoffnung sich leise in farblose Gedanken mischt.

Nichts das sicher verloren scheint, im Moment.  
Allein dieser Tage großes Lachen selten zu finden ist.



## Lebensgefühl „Corona nonstop“

Anonym-hektische Vor-Weihnachtszeit, genervte Berliner:innen, fast immer, überall. Der derb-freche Umgangston im Corona-Berlin-Winter Nummer 2 – ohne Humoreinlage, kaum weniger als eine Zumutung. Allorts ist es zu spüren, dass die Menschen ihre Ruhe haben wollen. Wie sich langsam alles immer mehr anspannt. Verspannt, im Berliner Winter 2021. Wie die Leute die Zähne zusammenbeißen.

Das Klima ist beunruhigend. Die Medien sprechen von „heftigem Schlagabtausch im Bundestag“, wo die Parteien erneut über das Infektionsgesetz streiten. Über die Einführung einer Impfpflicht zugunsten kollektiver

Sicherheit und härtere Corona-Maßnahmen. - Wird bald doch wieder alles schließen? Alles unklar.

Allein die Gefahr wird erlebt, gespürt. Von allen, die sich nicht wegträumen, die das Virus nicht ignorieren. Eigentlich geht es ja jeden an: das neue Allzeithoch bei den Corona-Neuinfektionen in Berlin, in der gesamten Bundesrepublik und auf der ganzen Welt. Die Völker dieser Erde teilen das Virus und zugleich ihre Sorgen. Doch am besten nicht zu viel nachdenken über die SARS-CoV-2-infizierte Welt. Die dreht sich weiter, in jedem Augenblick. Das wird sich nicht ändern. Das Virus ändert sich, verändert die Welt. So wird vieles vorstellbar. Doch besser nicht so viel darüber grübeln, das steigert die Angst, bis zur Erschöpfung.



Die vierte Corona-Welle zeigt sich stark. Der nicht geimpfte Mensch steht der weltweiten Ausnahmesituation alleine gegenüber, in der sich alte Normalität auflöst. Damit haben viele nicht gerechnet. Dass es keine schnelle und zuverlässige Lösung gibt gegen das Virus. Das hat eine Geschichte, einen Anfang aber längst kein Ende. Tagtäglich sterben über Hundert Menschen an der aggressiven Deltavariante. Nichts, was der neu entdeckte Omikron-Virus-Typ nicht steigern könnte. Er sei noch gefährlicher, und keiner weiß wo und wie sich die mutierte Variante gebildet hat.

„Epidemische Lage nationaler Tragweite“ hieß die staatliche Handlungsformel, die bisher die Eskalation der Virus-Gefahr verwaltet hat. In unserer pluralistisch angelegten Gesellschaft, in Berlin wie in der gesamten Republik. Das soll sich mit der neuen, ersten rot-grün-gelben Ampel-Koalition auf Bundesebene und dem SPD-Politiker Olaf Scholz, dem neunten Kanzler der Bundesrepublik Deutschland, ändern. Die kritische Lage drängt zu Entscheidungen, trotz Unstimmigkeiten in den aggressiven Parteilagern der Politik. Das tückische Virus produzierte schon mannigfach Dramen. Messbar und von steigender Tendenz. Man wird sehen, ...



## Kalenderblatt: B.1.1.529 – eine heikle Angelegenheit

26. November 2021 – kein Tag wie jeder andere: B.1.1.529 bestimmt die Schlagzeile von Tagesschau.de. Ich spüre tiefgehende Verunsicherung über die Meldung, dass diese neu in Südafrika entdeckte Corona-Virus-Variante noch ansteckender sein könnte als die bisher in Europa gefundene Delta-Variante. Lese, dass B.1.1.529 in der Lage ist, den Delta-Mutationstyp zu verdrängen.

Der Delta-Typ überrollt die Welt seit Monaten, hier mit einer sogenannten vierten Welle. Allein in der Bundesrepublik wurden heute mehr als 76.000 Neuinfektionen an einem Tag gezählt. Die Sieben-Tage-

Inzidenz ist mittlerweile auf 438,2 gestiegen. Und damit so hoch wie nie zuvor.

Wo das Virus auf zumeist nicht gegen Covid-19 geimpfte Menschen trifft, da mutiert es rege. Damals, vor dem Beginn der Pandemie, im März 2020, kannte der Nachbar im Wedding die Auswirkungen von Neumutationen als Evolutionsfaktor im Zusammenhang mit der Nacktmaus wie auch der Katze ohne Fell, was ihn amüsierte. Inzwischen „geboostert“, ist ihm die „Sphynx“ nicht nur als Rasse bei Katzen ein Begriff, sondern auch als das rätselhafte, unheilbringende Virus, das weltweit den Kapitalmarkt einbrechen lässt. Weltweit drückt Corona die Kurse. Die Börse schwankt. Und nicht nur die ...

Die Corona-Winterwelle 2021 ist da. Wir haben das Virus längst nicht im Griff. Die Bedrohung wiederholt sich im zweiten Jahr. Es geht uns alle an. Die Welt erinnert sich an andere Infektionskrankheiten. An Namen wie Grippe, Aids, Cholera und Ebola. In Afrika, in Übersee. Gesichter oder Geschichten von Betroffenen fallen dazu nicht ein.

In Berlin rückt mit Covid-19 die Gefahr wieder ganz nah. Außer dem Glauben an die medizinische Forschung, auf einen funktionierenden Impfstoff, hat unsere sonst auch so überlegene Gesellschaft dem Virus nichts entgegen zu setzen. Das erfindet sich indes in kurzen Abständen immer wieder neu. Es bleibt also spannend. Und spannungsgeladen ist die Stimmung im Land. Zwar gibt es inzwischen Moderna, Biontech & Co. Aber Immunität gibt es nicht, denn deren schützende Wirkung ist zeitlich begrenzt. Und ob die mRNA-Impfstoffe gegen den neusten Virus-Typ schützen? - Keiner weiß, wie es weiter gehen wird. Die Lage ist unklar. Was ist, wenn das so

bleibt? Bisher haben 5,6 Millionen Menschen ihre Covid-19-Infektion hierzulande überlebt. Bisher. Nicht zu vergessen sind die 100.476 Menschen, die im Zusammenhang mit Corona gestorben sind. Bisher.

Alle sind sich einig: Kritischer als heute war die Lage nie zuvor. Und obwohl die Kliniken landesweit an ihr Limit geraten, obwohl lebensrettende Operationen verschoben werden, will das Verhalten der Menschen im für Geimpfte wie nicht Geimpfte offenen Supermarkt, im vollen Wartezimmer von Ärzten, oder im weiter gut besuchten Shopping-Center, nicht zu der offensichtlichen Gefahr für Leib und Leben passen.

Viele Berliner:innen stehen dicht an dicht und rücken auch in den Warteschlangen vor den Kassen nah aneinander heran. Sie vergessen die Abstandsregeln und machen Fehler. Alle wissen um den Nutzen von Hygiene und Maskenpflicht. Aber sie sehen in den Maßnahmen zum Schutz vor Ansteckung oft nur eine lästige Pflicht. Tragen die zerknautschte Maske unter der Nase. Glauben, dass sie dem Virus schon irgendwie davonkommen. Die wenigsten denken an das Sterben; kaum einer spricht über den Tod. Wie hoch die Gefahr einzuschätzen ist, bestimmen jeder für sich. Als wenn man sie sich aussuchen könnte.

Das Virus bringt die scheinbare Ordnung im Bundesland Berlin wie in der ganzen Welt durcheinander. Verlangt der Menschheit einen Perspektivenwechsel ab. Noch machen die Leute bei Impfpflicht und Lockdown mit, noch sind sie einigermaßen ruhig. Doch es ist kühler, ungemütlicher und aggressiver geworden auf den Straßen von Berlin. Menschlich warme Momente

gewinnen deshalb gerade wieder an Gewicht. Das Misstrauen der Gesellschaft und den Anderen gegenüber wächst. Wie soll das Leben weiter gehen?

Tagsüber sind noch viele Menschen unterwegs, auf verregneten Straßen und in neonhellen Geschäften. Überall kommt man sich ganz nah. Ob man will oder nicht. Das Atmen mit den anderen zusammen muss man aushalten können. Was hat das dicht hintereinander-in-der-Warteschlange stehen mit Glück zu tun? Andere verzichten auf das Händeschütteln und schenken sich ein freundlich-distanziertes Lächeln oder eine amüsiert-kernige Corona-Faust. Wer glaubt heute noch an Wunder?

Nur Optimisten denken, die Corona-Misere wird nicht mehr lange weitergehen. Mit Spannung erwarten die Menschen im Land die Entscheidungen der neuen Bundesregierung zu Fragen zur allgemeinen Impfpflicht, unter der Führung von Olaf Scholz, dem im Herbst 2021 gewählten Nachfolger von Angela Merkel als Kanzler wie auch zu deutschlandweiten Einschränkungen für Ungeimpfte. Die gibt es zu Hauf, doch man erkennt sie nicht.

In der Nacht ist in meinem Wohnviertel alles ruhig. Das geht schon länger so. Nasser Asphalt, menschenleere Straßen, überwiegend dunkle Fenster. Selten das ein Auto nach elf Uhr auf der früher bis Mitternacht viel befahrenden Hauptstraße fährt, die Brandenburg mit Mitte verbindet. Nicht alle wollen die Entbehrungen der letzten Lockdowns aufholen. Freunde sagen lang geplante Treffen ab. Man will nicht mehr in die

Großstadt-Gastronomie und fühlt sich überhaupt mit Menschen in geschlossenen Räumen unwohl.

Die Vernunft lässt uns sagen: Wir sollten mit unserem Treffen doch lieber warten – am besten bis März. Bis dahin lässt man sich „boostern“. Das bedeutet: In vier Monaten. Es gibt vieles, was sich seit der Gefahr durch Corona verändert hat. November wird zu „neulich“, die Zeit bis zum Frühling zu einem „bis gleich“. Bis dato gültige Zeitdimensionen für geselliges Beisammensein gelten nicht mehr. Glückliche, wer eine Familie hat und alte Freunde. Nicht neu ist in der Stadt. Oder sich selbst genug. Ich treffe niemanden mehr. Das ist sie, die uns selbst auferlegte Corona-Isolation, im zweiten Corona-Winter. In der Hoffnung, diesen gesund zu überstehen.

Im Dezember wird es heikel werden: B.1.1.529 heißt Ende November Omikron. Die Omikron-Virus-Variante läutet die Adventszeit 2021 ein, kurz bevor die bunten Lichter der Weihnachtsmärkte funkeln. Statt wärmenden Glühwein und duftende Tannenzweige überrollt eine neue Angstwelle an Covid-19 zu erkrankten Berlin und die Welt.

Der Weihnachtsbesuch bei der Tante in Nordrhein-Westfalen ist schnell abgesagt, und noch schneller die Idee verworfen, dieses Jahr mal wieder einen Weihnachtsmarkt zu besuchen. Dahin die Illusion einer besinnlichen Adventszeit mit feierlichem Lichtermeer, schließlich sind die Infektionszahlen so hoch wie nie. Wie da in vorweihnachtliche Stimmung kommen?

Oberste Priorität gilt, ganz rational betrachtet, dem Umstand: gesund zu bleiben. Ganz gleich ob geimpft und schon geboostert, viele testen sich mit Angst regelmäßig

und die Vernünftigen verhalten sich aus Angst vorsichtig. Man trifft sich mit Angst und Vorsicht und einer Flasche Bier in der Hand vornehmlich an der frischen Luft, an Häuserecken, auf Spielplätzen oder in 2G-Lokalen. Bunten Jubel und Trubel wird es dieses Jahr für die Selbstverantwortlichen unter uns nicht geben. Der süße Duft von Glühwein und gebrannten Mandel verspricht denen, die über Long-Covid-Symptome als möglicher Langzeitfolge des Corona-Virus nachdenken, keine Winterfreuden mehr.

Überall lauert, wie man weiß, das Virus, das den Körper, die Gesundheit, bedroht. Besonders auch im dampfgeschwängerten Dunst der Weihnachtsmarktstände. Das Leiden dauert bei manchen allzu lange. Da bleibt die Lebensqualität später monatelang einschränkt, wieder richtig gesund wird man mit Long-Covid nicht. Ach, was ist das Leben ohne Gesundheit! Sich impfen zu lassen verringert das Risiko einer schwerwiegenden Corona-Erkrankung, heißt es, verhindern lässt sie sich aber nicht.

Das mehrt landesweit die Rufe nach einem neuen Lockdown. Zunächst nur für Ungeimpfte. Nach Meinung der Vernünftigen gilt es so dem bestehenden Corona-Chaos zu entkommen. Wie auch durch Impfwang. Kollektiv, solidarisch, vernünftig. Soll heißen: Einschränkungen bei der Freiheit des einzelnen müssen folgen zugunsten einer funktionierenden Gesellschaft. Doch diese Veränderung im republikanischen, demokratischen und sozialen Rechtsstaat müssen die Bürger:innen mehrheitlich wollen. Die Corona-Krise prüft also das Demokratie-Verständnis unseres Volkes.

Nun, ängstlicher Mensch, wo stehst du in der Diskussion der Frage: Stehen wir am Anfang eines totalitären Staatswesens?

Die eigene Wohnung scheint eine sichere Burg in unsicheren Corona-Zeiten. Nach Alpha und Delta wird mich hier doch wohl kaum Omikron aus dem fernen Botswana aufspüren. Doch wer weiß das schon? Zehn Wochen brauchte die Corona-Mutante Delta, die im Oktober 2020 im indischen Bundesstaat Maharashtra entdeckt wurde, um sich bis nach Europa auszubreiten. Ab dem 18. März 2021 offiziell bekannt, überholte die sehr ansteckende Variante in der Folge ihre Vorgänger-Corona-Variante Alpha, auch in Berlin. Omikron B.1.617.2 heißt es, sei eine deutlich ansteckendere Corona-Virus-Variante.

Alle wissen, könnte man meinen, worum es jetzt geht. Also gehe man hin, drehe der Welt den Rücken und schließe die Tür hinter sich ab. Und fühlt sich trotzdem wohl, so gut es irgendwie geht, einsam und allein, mit dem Türschlüssel in der Hand. Doch was soll's. Immerhin ist Wohnung geheizt, warmes Wasser fließt, Internet und Fernseher funktionieren. Die Regale der Discounter bleiben garantiert voll, Toilettenpapier, Nahrungsmittel, Bier und Wein gibt es weiter ohne Einschränkung. Könnte schlechter sein.

Die Welt da draußen, selbst die der Berliner Spätis, sie existiert noch. Du brauchst dir keine Sorgen zu machen. DHL liefert zuverlässig. Auch Hermes und Amazon fahren Waren Tag und Nacht durch die Republik. Auf Konsum braucht in Berlin wie andernorts in Europa

niemand zu verzichten, wenn er es sich denn noch leisten kann.

Wie das in der nächsten Zeit mit der Wirtschaft hier weiter geht, darüber denkt man am besten jetzt nicht weiter nach. Der Staat hat es bisher gerichtet. Das wird er wohl fortsetzen. Abgesehen von Masken-Affäre, Impf-Missmanagement und so. Kann ja nicht alles wofür die Menschen gekämpft haben den Bach runtergehen.



Tausende Existenzen durch mehrfache Lockdowns vernichtet: Das Leben ist nicht so eindimensional. Ja, die Gesellschaft durchwandert ein finsternes Tal. Das ist eindeutig. Ob sie in eine Sackgasse steuert, die Kultur im Land einen langsamen Corona-Tod stirbt, wird sich später zeigen. In einer künstlichen Welt möchte man nie leben.

Doch manchmal muss man auch Dinge akzeptieren, die einem nicht gefallen.

Geplant war ein Neuanfang. Ein Start ins neue Leben, nach Corona. Ja, jetzt ist tatsächlich alles auf Anfang. Aber nicht auf Anfang zum Neustart, sondern auf Anfang zu Impfwang und Kontaktereduzierung. Auf Anfang zum Leben von morgen, mit dem Virus, mit Corona. Die Pandemie bleibt, und was machen wir: weniger leben, weniger freuen, weniger lieben, weniger denken. Weniger ist hierbei nicht mehr. Und wenn mehr, dann nur mehr Leid, mehr Einsamkeit, mehr Trauer, mehr Schmerz und Verzweiflung, mehr Angst und Depressionen, mehr Unglück. - Für die Leute, die vor dem Corona-Winter nicht flüchten können. Nach Teneriffa oder Fuerteventura, oder auf die Malediven, oder sonst wo hin. Schon klar, die Pandemie ist für uns alle da!

Wie darauf reagieren, was für die Weltbevölkerung immer brisanter wird? Zu guter Letzt beginnt das Leben bei dir. Und dort endet es auch. Und die innere Stimme spricht davon: Im Jetzt sein bedeutet, in der Pandemie sein. Heute mit den Konsequenzen zu leben. Dieses Heute, heißt für dich auch, dieser Tage in Berlin zu sein, wo kein Raum mehr ist für Lebensfreude im Überschwang. Die einstige Partyhochburg Deutschlands unterliegt seit dem Ausbruch der Pandemie einer Zeit der Veränderung. Es ist eine Zeit der Fragen und zugleich eine der Suche nach Antworten. Beides schmeckt uns allen bitter und dunkel und unsicher ist es allemal.



Das Gesicht der Stadt verändert sich im Corona-Modus. Corona-Zelte allerorts. Pop-Up-Impfzentrum, Corona-Test-Bus, Erst-, Zweit- und Booster-Impfung, Bürgertest, Antikörpertest, PCR-Test, Schnelltest, negative Resultate, positives Ergebnis - Risiko, Quarantäne, Infektionsgefahr! - Graue Menschen eilen mit gesenktem Blick und versteckt hinter FFP2-Masken über grau-nasse Straßen. Verloschen sind die Lichtreklamen und Lichter von Diskotheken, Bars und Clubs.

Kontaktverfolgung versus Kontaktaufnahme. In der Hauptstadt war man darauf ausgerichtet, das Leben zu feiern und dabei aufzufallen. Vor Corona. So schnell wird das jetzt nichts mehr mit dem Auffallen, Rebellieren und Spaß haben. Außer auf einer der Corona-Partys. Da kommen die Unvernünftigen zusammen, die sich nicht schrecken lassen, die sich nicht abhalten lassen.

Unbegreiflich? Aber was, wenn verkannt wird, dass auch sie einen gesellschaftlichen Konsens widerspiegeln.

Mag sein, dass es manch einem von ihnen zum neuen Glauben gereicht, dem durch das Virus ausgelösten Durcheinander in einer urbanen Parallelwelt zu begegnen. Subjektive Realität trifft auf subjektive Realität. Jeder sieht's für sich. Mag sein, dass es manch einem hilft, der frustrierenden Realität auszuweichen. Doch bei allem ist, wie es mir scheint, ein langfristiger Blick auf Freude verheißende Erlebnisse von Vorteil. Eines Tages, so die Hoffnung, ist dieses Tal durchschritten.



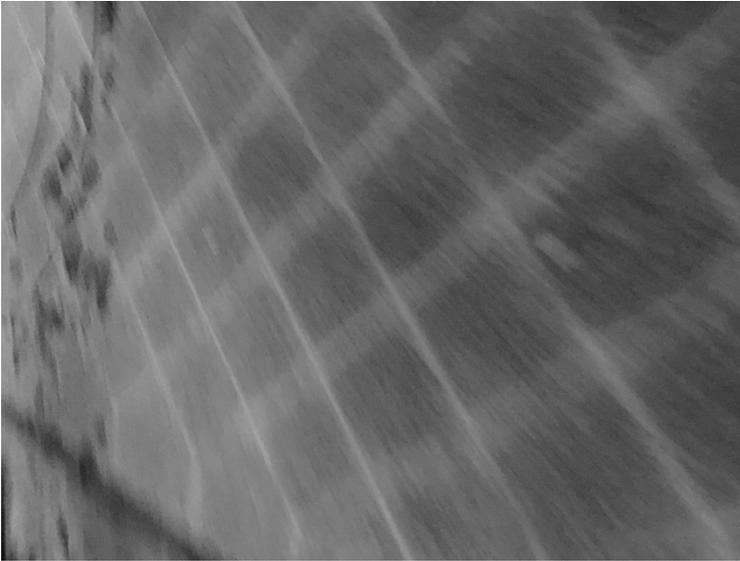
## Hinter dem Schweigen

Suchender Blick scannt volle Verkaufsregale.  
 Bleibt haften an verquollenen Augen in teigigem Gesicht.  
 Älterer Kunde, mürrischer Gesichtsausdruck.  
 Hartes Leben.  
 Vielleicht.

Zerknitterte Gesichtsmaske bildet blauen Kinnbart.  
 Schwieriger Charakter, vermutlich.  
 Kritikfähig, wohl kaum.  
 Will seine Ruhe haben.  
 Gut für Ärger, bestimmt.

Kritik kommt hoch, Angst auch.  
 Gefahr im Verzug.  
 Sich entrüsten - nein.  
 Kein anderer sagt etwas, sicher ist sicher.  
 Ruhe bewahren, gesund bleiben.

Der Schritt stoppt - mehr Nähe nicht zulassen wollen.  
 Abstand halten, innerlich, äußerlich.  
 Nicht mehr einatmen.  
 Keine Belehrung geben.  
 Ziellose Gedanken, hinter Schweigen verborgen.



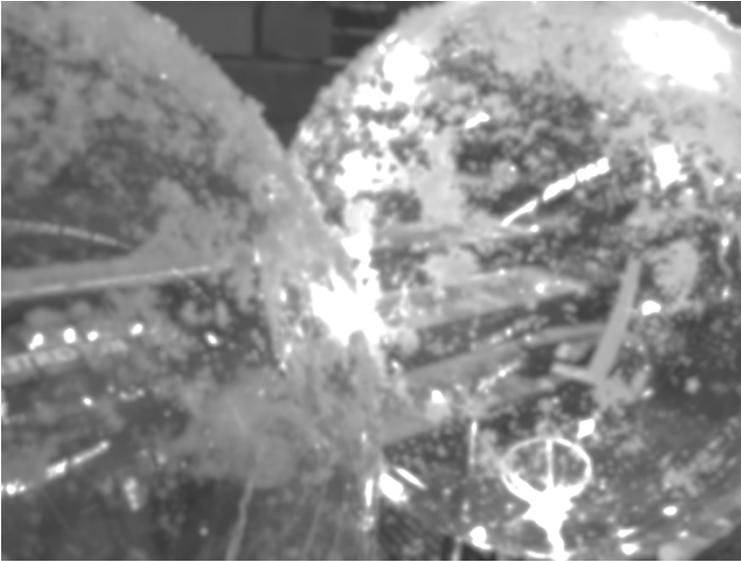
### **Neustart: Jetzt! Nein, jetzt nicht! Doch nicht. Noch nicht.**

Über der trüben Berlin Gegenwart ziehen Anfang Dezember eisengraue Schneewolken auf. Regenschwer klatschen weißliche Flocken auf den nassdunklen Großstadtasphalt. - Berlin, Berlin, kein Sehnsuchtsort mehr. Fast menschenleer schon am frühen Abend. Nichts lockt nach draußen im Pandemie-Alltag. Nichts in die offene Weite der winterkalten Hauptstadt. Nichts zu den historischen Touristen-Hotspots oder populären Konsum- und Party-Tempeln. Den Radius des Berliner Alltagslebens begrenzt die Fahrstrecke zur Arbeit, zum Supermarkt, die Kiezgrenze rund um die eigene Wohnungstür.

Verloren das brennende Sehnsuchtsgefühl, das von der geliebten großen Freiheit in der vor Corona so schön weit leuchtenden Stadt an der Spree. - Berlin, Berlin, du mein Berlin, wirst immer grauer, kleiner und stiller. Und deine Leute sind in Unruhe, in bitterer Zeit, im Kampf gegen das lebendige Virus, gegen scheinbar vom Menschen getrennte Natur.

Die planetare Covid-19-Natur-Katastrophe schreibt jetzt Berliner Stadtgeschichte: nicht von geheimnisvollen Orten und Existenzen, von lässiger Selbstverwirklichung und lebendigem Szeneleben, von spannendem Kreativ- und Anderssein. Sondern vom langsamen Clubsterben, von steigenden Inzidenzzahlen und verschärften Corona-Regeln. Fast verschwunden das tolle Treiben - auf Berlins weiten Straßen, seinen lichten Plätzen und geräumigen Parks, fast vergessen die bunte Vielfalt und Schönheiten des Hauptstadtlebens. Am Tag und erst recht in der Nacht.

Ach, dahinter steckt Kummer, viel Schmerz, da möchte man gar zu gern die Zeit zurückdrehen können. Auf eine Reise gehen, zurück in die Vergangenheit – eine ohne das zerstörerische Virus, das es nun schon in mehreren genetischen Spielarten gibt. Damit kann die Welt (noch) nicht leben. Oder auch vordrehen, die Zeit. Und endlich neu anfangen, am liebsten gleich jetzt. Wer will das nicht. Leben, bewusst leben, frei sein, ist eine große Leidenschaft. Eine gute Wahl, immer, wenn man sie hat.



### **Corona-Betrachtungen mit Rilke gedacht: Mensch wird leiser, hofft auf morgen**

Berlin im Winter 2021/22: Gefangen in der Corona-Blase. Das Streben nach Glück, es pausiert. Reduziertes Leben und keine schnelle Lösung in Sicht. Ich denke also an die Zukunft. An den nächsten Frühling, wenn die Infektionszahlen vermutlich wieder mehr buntes Leben und menschliche Begegnung zulassen werden, sagt uns die Erfahrung nach diesem zweiten Corona-Jahr.

Denke voraus an die geplante Reise, an türkisfarbenes Meer, feinen Sandstrand und die entspannte Lebensart der Menschen in Regionen mit mediterranem Klima. So

hat jeder seinen emotionalen Sehnsuchtsort. Und für manch einen ist es eben doch auch Weihnachten.

Das schlägt aufs Gemüt, natürlich, wenn das Liebesbarometer fällt, wenn das Fest der Liebe in bleierner Zeit ausfällt. Zum zweiten Mal dann schon, vielleicht. Ist immerhin Tradition: Familienbesuche, Geschenke, Weihnachtsgans, Tannenbaum, Lichterketten und so weiter und so fort. Und wenn eventuell doch kein Lockdown über Weihnachten angeordnet wird, dann fehlt im Fall der Fälle gerade das nötige Kleingeld für die richtigen Geschenke. Darauf kommt es eben auch an. Und statt purem X-Mas Glück bricht, kaum noch auszuhalten, Corona-X-Mas Frust aus. Wen wundert's.

Wenn nur die Verbraucherpreise nicht so stark stiegen. Eine Fünf vor dem Komma hatte das Statistische Bundesamt zuletzt im September 1992 mit damals 5,0 Prozent gemessen. Da war Helmut Kohl Bundeskanzler, und zwar bereits zehn von insgesamt 16 Jahren. Und das Wort des Jahres war: Politikverdrossenheit. Tja, alles irgendwie schon mal dagewesen. Auch die Unzufriedenheit mit den Politikern und das geringe Vertrauen in die Politik. Das und seine Folgen zu bedenken, in dieser Zeit reduzierter Lebensfreude, kann wütend machen. Als wenn es nicht schon genug andere Gründe für schlechte Laune gäbe: situationsbedingt, seuchenbedingt, herbstbedingt.

Die lange Zeit der Heimatlosigkeit und Einsamkeit mit Beginn des Herbstes beschreibt Rilke nachdrücklich mit den Worten: „Wer jetzt kein Haus hat, baut sich keines mehr. Wer jetzt allein ist, wird es lange bleiben, wird wachen, lesen, lange Briefe schreiben und wird in den

Allein hin und her unruhig wandern, wenn die Blätter treiben.“ - Die Lehre daraus für diesen Winter ist: Wer in der Hauptstadt und in seinem Viertel verwurzelt ist, dem kann die Corona-Krise weniger anhaben. Anders geht es denen, die vor der Corona-Pandemie noch nicht ihre neue Heimat, ihren Wohlfühl-Kiez gefunden hatten. Deren Chancen anzukommen, über die Krise zu kommen, stehen unter Corona-Umständen schlechter.

Heißt: Wer jetzt noch keine Freunde in Berlin hat, findet wohl auch keine mehr. Wer jetzt allein in der anonymen Hauptstadt ist, wird es womöglich lange bleiben. Wird sich Lockdown und Kontaktbeschränkungen beugen müssen, wird wie schon im Jahr zuvor wieder Unmengen an SMS und WhatsApp-Nachrichten senden, lange Mails tippen. Oder vielleicht sogar nach langer Zeit mal wieder einen Brief schreiben, stundenlang Serien schauen und wahrscheinlich monatelang unruhig durch halbvolle Straßen mit desinteressiert blickenden Masken-Menschen gehen. Und warten. Darauf warten, dass der zweite Corona-Krisen-Winter endlich zu Ende geht. Und darauf, dass die globale Marke Berlin, nach dem ersehnten Sieg über das die Welt bedrohende Virus, wieder an lokaler Identität und kultureller Strahlkraft gewinnt. Hoffentlich ganz bald. Auch das nichts Neues. Soweit.



## **Gedanken über die Hauptstadt im Albtraum - als Einkaufen keinen Spaß mehr machte**

Es wurde bekannt letzte Woche. Omikron bedroht als neue Corona-Mutation die Welt. Bisher war es nur eine Frage der Zeit, wann eine neue Corona-Variante Berlin erreicht. Heute ist es soweit: am 2. Dezember ist der Omikron-Typ in Berlin offiziell angekommen. Quasi als blinder Passagier, im Körper eines Reiserückkehrers, aus Südafrika. Die Information schafft es in diesen unsicheren Zeiten sofort auf die Titelseite.

Am Montagmorgen sei er in Berlin angekommen, heißt es bei Tagespiegel.de. Der Reisende, das Virus - einerlei. Einer bringt es mit, und dann verbreitet es sich unter

seinen Kontaktpersonen. Und so weiter. Dabei ist längst nicht ganz klar, wie lange ein mit dem Corona-Virus infizierter Mensch für andere ansteckend ist. Sicher ist: Die Gefahr lauert in der Luft.

Über Tröpfchen und Aerosole, die in der Luft schweben, verbreitet sich das Virus. Von Mensch zu Mensch. Beim Sprechen und Husten oder Niesen. Also auch beim Atmen. Der Gedanke lässt mir immer wieder den Atem stocken. Besonders beim Einkaufen. Niemand kontrolliert wie die Leute ihre Einkaufswagen durch die mit bunten Weihnachtsmännern und winterlichen Leckereien gut gefüllten Regale schieben. Doch entspannt ist es hier längst nicht mehr.

Keiner weiß, was mit dem anderen los ist. Im Supermarkt in Berlin gilt keine 2G-Regel. Auch in die Drogerie kann jeder rein, ob geimpft oder nicht. Heißt: Ob gesund oder nicht. Die die sich verhalten Räuspern oder verhaltenen die Nase putzen wissen es selbst nicht einmal. Dass es nur eine Erkältung sei, hoffen alle.

Da rennen also überall Menschen aus aller Herren Länder durch die Supermarktregale, die husten, niesen, über die Maske hinweg atmen. So fließt der Atem aller auf vielfache Weise an den Masken vorbei. Doch kaum einer macht jeden Tag einen Corona-Schnelltest. Aber alle brauchen tagtäglich Nahrungsmittel oder Medikamente. Der Einzelhandel sieht wegen Corona schon sein Weihnachtsgeschäft in Gefahr. Aber auch noch den Zutritt zu Geschäften der Dinge des täglichen Bedarfs zu überwachen, nein - das schaffen wir nicht! – So steht es geschrieben, hier und da. Das muss man so hinnehmen.

Die Politik, die Gesellschaft, und auch ich. Das ist der Weg.

Die Selbstverständlichkeit in der Öffentlichkeit lauthals zu Husten, gibt es seit Ausbruch der Pandemie nicht mehr. Schnell entfernen sich die Schritte der Umstehenden. Jeder kann schließlich das krankmachende Zeug weitergeben. Oh ja, die Unschuld der Unwissenheit ist seit einem Jahr verschwunden. Seit die reale Gefahr uns alle umgibt, tagtägliche Horrortrips. Ich fühle mich gefangen im Corona-Albtraum.

Verhaltene Abwehr, offene Missbilligung und Aggression spiegelt der misstrauische Blick der Leute, der dich trifft. Den du spürst. Selbst im Rücken noch. Die mentale Kraft, die anderen auszuhalten, hat längst nicht jeder. Schon gar nicht, wenn du jemanden kennst, den das Virus erwischt hat, du einen Toten zu betrauern hast. – Auch wenn das öffentliche Leben nicht wieder ganz zum Stillstand gekommen ist, ist jetzt für mache sicherlich die Zeit richtig, nicht mehr aus, nicht mehr essen, nicht mehr shoppen, nicht mehr raus zu gehen.

Der Mensch kann schließlich nicht einfach aufhören zu atmen. Gott sei uns gnädig, denkt die Berliner Rentnerin, die im Wedding schon immer zu Hause ist; Allah sei uns gnädig, der junge Muslim, nur wenige Meter entfernt in der Nachbarschaft geboren. Der krankmachenden Atemwolke zu entkommen - millionenfach ist es den Opfern von Corona nicht geglückt. Corona, das ist nicht bloß Schicksal, nicht Bestimmung, Karma oder so. Und Schuld sind die anderen, na die Chinesen, der Tiermarkt in Wuhan, meint man.

Solange es keinen sicheren Impfstoff gibt, wird es für niemanden und nirgendwo auf der Welt wieder Sicherheit geben, das steht fest. Der Atem hat nicht ohne Grund seine Bedeutung. Eigentlich ja unser aller Lebensquell. Wie kann da Religion helfen, wenn dich Gott nicht vor Aids oder nun auch noch vor Corona schützt, fragt mich der Mann aus Gesundbrunnen, der schon seit Jahren nicht mehr in die Kirche geht.

Wir verlieren zusehends unsere Orientierung, unseren Glauben und seit 2020 durchaus auch unsere Lebensgrundlage und Existenz. Arbeitslos aus Mangel an Kulturleben. Das Leben aller findet in einer global gefährlichen Zeit für die Menschheit statt. Nicht nur kurzfristig, sondern langfristig. Die Pandemie macht vor niemandem Halt, macht sichtbar, was längst nicht mehr stimmte, deckt komplexe Probleme auf. Das verstehen mittlerweile auch die simpel Gestrickten. Überall lauert schließlich Corona.

Ein Virus für die ganze Welt: Kaum ein Jahrhundert hat es bis zum sozial-ökonomischen Niedergang gebraucht. Grenzenloser Konsum- und Produktionswahn gipfeln in der weltweiten Corona-Krise. Die globale Zerstörung der Natur durch den Menschen, scheint kaum mehr umkehrbar. Real gewordener Albtraum, zuletzt schwer gewordenes Leben, auch in der Großstadt an der Spree. Berlin, eine Hauptstadt kurz vor dem Kollaps.

Die Nervenkrisen fluten an, sind schon bei Tausenden da. Anders als die fünfte Corona-Welle zumeist ohne viel Spektakel. Die Praxen der Psychologen lässt das überlange Wartelisten führen. Keine gute Strategie mehr. Die Branche seufzt beklommen über all die Hindernisse,

Herausforderungen und Mängel und angesichts der übergroßen Masse hilflos, ängstlich und traurig gewordener Menschen. Naheliegend zu fragen: Wie werden wir mit den Folgen der deprimierenden Corona-Lethargie in den nächsten Jahren leben?

Corona-Pandemie: Krise und zugleich Schock, für all jene, die trotz verheerender Klimakatastrophen auf eine Zukunft ohne Grenzen setzten. So ist das, wenn man zu viel riskiert, indem man in einem fort Naturgesetze bricht, letztlich zu viel aufs Spiel setzt, weil man zu viele Regeln missachtet. Warum ignoriert er, der Mensch, von Natur aus nicht das Maß an Zuviel, sodass Zukunft nicht zur Glückssache wird. Denn, es läuft gerade nicht mehr gut, soviel steht fest. Und es ist kein Zufall, dass die Natur jetzt dem Homo Faber weltweit Grenzen aufzeigt, das sich allerorts menschliche Schicksale vermischen. Grund genug für einen weltweit bewussteren Umgang mit der Natur und ein schlechtes Gewissen, auch in Berlin.



## „Aus der Tanz“ - Berlin kaum mehr wiederzuerkennen

Es ist kalt und unruhig draußen. Das Rauschen des Verkehrs dringt mühelos durch die morschen Altbaufenster im Haus an der lauten Straße. Kein Traumhaus zum Leben, aber immerhin noch bezahlbar im teuer gewordenen Ortsteil Gesundbrunnen. Seit 2001 zugehörig zum Bezirk Mitte, noch immer ein Stadtteil mit Entwicklungsbedarf. Zu sehen ist hier nicht viel. Schon gar nicht im Berliner Winter.

Es wird früh dunkel. Um kurz nach fünf Uhr verstellt schwarzfarbene Dezember-Dunkelheit den Blick auf den kleinen Rest vom alten Leben, den die Corona-Situation noch zulässt. Es ist noch Herbst und Nachmittag und ich

weiß, es wird so weiter gehen, die nächsten Wochen. Die längste Zeit des Jahres hat begonnen. Ich sehe letzte welke Blätter fallen, vereinzelt Menschen auf der bleigrauen Straße gehen, meist allein, manchmal zu zweit. Frauen mit Kopftüchern, die einen Kinderwagen schieben. Ein zweites Kind an der Hand.

Vor der Tür des syrischen Barbiers steht schon lange niemand mehr wartend und schwatzend auf der Straße. Die Gruppen junger Männer mit modischen Frisuren und schicken Outfits, sie sind lange schon verschwunden. Es läuft nicht mehr so wie vor Corona. Das Leben läuft jetzt schlichter, irgendwie leiser. War es vor Corona eine Party, dann ist die spätestens jetzt zu Ende. Beziehungsweise bald ist vermutlich fast alles wieder zu. Wieder leben, war nicht gestern, nein, vorgestern. Ach, wie fehlt mir doch das ehemalige Gefühl weltläufiger Urbanität!

Am frühen Abend geht die Meldung online: Die Bund-Länder-Runde kündigt an, ab einer Inzidenz von 350 müssen Clubs wieder schließen. Der Hauptstadtwert liegt bei 361 - knapp drüber. Zuviel ist zu viel! Kurz: Nach dem Lockdown ist vor dem Lockdown? Kommt er, oder nicht, oder als Lockdown Light-Version? Alles unklar. Bleibt die Frage: Wie lange bleibt das so?

Dass seit letztem Jahr durch Corona-Beschränkungen vor allem die bunte Clubszene in Berlin ein tiefes Tal der Stille durchläuft, das ist bekannt. Muss so sein, heißt es, laut Infektionsschutzgesetz, durchgesetzt per richterlichem Beschluss. Da ist man ratlos, fragt sich, wie soll das gut gehen. Das langanhaltende Fehlen von fetten Sounds und treibenden Bass-Lines, lässt eine zerstörerische Kraft erraten. Die kommenden Wochen und Monate werden

für feier- und tanzfreudige Berliner:innen wichtig sein, für Nachtschwärmer und die Kulturszene geradezu überlebenswichtig. Es sind nun die Virologen und Epidemiologen, die im Rampenlicht stehen. Wenn das so bliebe käme es einem Scheitern gleich, in einer endlos tiefen Stille, die nur bedrückt.

Es kommt derzeit viel zusammen. Neue Risiken und nicht abnehmende Herausforderungen. Alles fühlt sich anders an. Viel zu schwer, viel zu falsch und viel zu kalt. Schwer drückt die Sehnsucht nach Nähe, nach Vergnügen. Nach Liebe, Leben. Nur, es nützt alles nichts. Corona gibt dieser Tage kein Versprechen auf ein ungezwungenes Leben, auf Abwechslung und Leichtigkeit. Da sei mal die Frage erlaubt: Wer hat Schuld?

Am Abend dann der Große Zapfenstreich für die scheidende Kanzlerin Angela Merkel. Die wünscht nett lächelnd allen und im übertragenen Sinne dem Land, also der deutschen Bevölkerung, „Fröhlichkeit im Herzen“ für die Zukunft. Nur dass die nicht wenigen längst verloren gegangen ist. Und das Land fragt sich, ob Corona tatsächlich ein Verfallsdatum hat.

Seit gestern sind die Sirenen der Einsatzwagen von Feuerwehr und Rettungsdienst wieder öfter auf Berlins Straßen zu hören. Das ist die bittere Realität dieser letzten schweren Dezembertage. Die Leute, mit denen ich spreche, hier und da, wünschen sich Schutz. Schutz vor einer Corona-Infektion. Schutz vor noch mehr Unglück. Wünschen sich zurück in die frühere Normalität eines angstfreien Lebens ohne Corona, ohne Ansteckung durch Tröpfcheninfektion, aber mit funktionierenden

Schutzimpfungen und eben auch wieder Spaß im Leben. Doch wer sagt, dass das Leben ein Wunschkonzert ist?

In die aufgeheizte Stimmung rund um die durch die Delta-Variante hervorgerufene vierte Infektions-Welle in Deutschland schwingt das Wort des Jahres 2021: es lautet „Wellenbrecher“. Das klingt schön, denn da wogt etwas mit, dass dem Menschen die Gefahr zumindest ein wenig kleiner erscheinen lässt. Auf Kontaktbeschränkung und Booster-Impfung käme es an, versprechen uns Experten, um Erfolge im Kampf gegen das Virus zu erzielen. Dabei hat niemand weder die bleibende Gefahrenquelle, das mutationsfreudige Virus, noch das Infektionsgeschehen wirklich im Griff. Wie geht das zusammen?

Beruhigen uns „Wellenbrecher“ tatsächlich? Man kann daran glauben, wenn man will. Obwohl, mancherorts kommt Tetrapoden die schwierige Funktion zu, die fortwährende Zerstörung einer Inselküste durch die wilde See aufzuhalten. Hübsch anzusehen sind die vierfüßigen Ungetüme aus grauem Beton nicht. Ob sie sinnvoll sind, darüber wird gestritten. So lautet die Anfrage: Was kann der „Wellenbrecher-Teil-Lockdown“ tatsächlich? Bloß, wer kann das schon beurteilen.

Was spendet den eingeschränkt lebenden, unglücklichen Menschen im Land Trost und Hoffnung in dunkler Zeit im „Lockdown light“? Wer weiß das schon. Ach, am besten nicht zu viel nachdenken. Das jetzt nicht zerdenken. Besser an konkretes denken. Das Wochenende steht vor der Tür, immerhin. Und der Kühlschrank ist leer. Dann schnell raus aus dem kontaktarmen, tristen Home-Office, die Jacke angezogen, und umringt von sorglos vom Himmel tanzenden

Schneeflocken ab zum Supermarkt. Das Virus ist bestimmt schon da. Wetten, dass ...?



### **Postkarte, geschrieben in Dezemberschnee**

Heute habe ich das Berliner Lebensgefühl gespürt. Das alte, also ein kleines bisschen davon. Heute, am 9. Dezember 2021, leuchten die Straßen von Berlin zum ersten Mal schneeweiß. Nur wenige Millimeter hoch, überdeckt eine feine Schneedecke sanft den mal mehr oder mal weniger schmutzig-hässlichen Anblick der großen, grauen Hauptstadt im Winter. Und überzieht die seit Mitte November immer miesepetriger werdende Stimmung der Leute dabei mit einem feinen, um eine kaum merkbare Nuance lichterem Ton. Irgendwie sind alle ein wenig heiterer, unerwartet wohl gelaunter, scheint mir.

Doch die zarthelle Emotion der Menschen wie auch das glitzernde Weiß auf Straßen und Wegen, hält, das wird bezeugt, bestenfalls bis zum Mittag. Dann hat der städtische Berliner Winterdienst den sacht über Nacht gefallenen Schnee von den viel frequentierten Wegen und Chausseen fast überall entfernt. Schmutzige Schneematschhaufen am Straßenrand wie die auf Berlins Asphaltboden allgegenwärtig sichtbare Hundekacke zeugt am Ende des Tages von der Vergänglichkeit allen irdisch Schönem. Und es ist kalt. Und es ist nass. Und grau wird zu schwarz. Und konfrontiert mit schwarznasskalter Großstadtristesse sind die Hauptstadt-Menschen gleich wieder ein bisschen müder und unglücklicher. So wie vor dem kleinen Schneeglück. Und ein bisschen mehr. Jeder wieder für sich. Ja, das ist jetzt so, hier in Berlin.

Und wie die Gestalten allein in der Kälte stehen und auf den neonbeleuchteten Bus nach Hause warten, da wo es warm und sicher ist, erkennt man den Einzelnen nicht mehr. Versteckt hinter FFP2-Masken ist jeder anonym. Mit Schal und Mütze gar nicht mehr zu identifizieren. Ob gesund oder krank, alle atmen durch und über ihre feuchte Maske. So ist das jetzt, jeden Tag, wo auch immer man geht oder steht. Gemeinsam gefangen in der Viruswolke. Das prägt sich ein.

Die Leute wünschen sich nach Hause, wo keine Luftnot, kein Zwang den Atem begrenzt. Zu Hause sein und dort auch bleiben wollen – zurück auf die neu entdeckte Insel der heimischen Sicherheit. Nur in den eigenen vier Wänden scheint noch ein Rest von heiler Welt zu finden:

Atmen durch den Mund, ohne Maske. Dort der Ort, den Traum von Schutz und Freiheit zu träumen.

Die alte Normalität, selbst mit Husten, Niesen und triefender Nase noch zur Arbeit zu gehen, in der ehemals weltoffenen Stadt unbeachtet erkältungskrank unterwegs zu sein, ist dahin. Die manchmal ein Leben lang eingeübte Winter-Normalität, ist dahin. Corona zwingt die Kranken zu Hause zu bleiben und den Puls der Metropole in den Keller. Darüber versinkt Berlin in vorweihnachtlicher Langeweile.

Ab Mitte Dezember 2021 tanzt keiner mehr auf dem Dancefloor. Nein, das kennt die Welt nicht von Berlin. Das Ende vom urbanen Paradies, ja, es ist jetzt da. Spielt doch Corona mit dem Menschen das große Spiel des Lebens.



### **Wenn Kummer keimt**

An goldenen Lebenstagen,  
wenn das Herz leicht und weit,  
keine großen Sinnfragen sich aufdrängen,  
wirkt doch ausgelassene Heiterkeit.

Fort jene Zeit herbstlicher Grübeleien,  
über Sinn und Zweck.  
Wiewohl der dunklen Stunden würzige Pein,  
den nimmer sein lässt, der nicht mehr will.

Undurchlässig das finstre Übel,  
welches des ewigen Feindes klirrendes Schwert zieht.  
Mit mächtiger Hand, im leichten Schwung,  
über bald eisigtotes Seelenland.

Geschlagen der, dessen Vertrauen nicht geweckt,  
wenn Kummer im Trüben keimt.  
Keinen Frühlingshauch mehr spürt,  
wer nicht kalt lächelnd Leben übt.



## **Zwiegespräch mit mir selbst in bleiernem Dezemberloch**

Seit Tagen liegt Berlin unter einer nebelgrauen Wolkendecke. Die Temperaturen schwanken zwischen 2 und 9 Grad. In der Nacht um den Gefrierpunkt. Es will nicht mehr richtig hell werden und wird viel zu früh wieder dunkel. Und das wird noch lange so bleiben.

Vom Schulhof gegenüber tönt grelllautes Kindergeschrei in die stille Wohnung. Das mit dem Schlag der Kirchenglocken verstummt, die um 12 Uhr einsetzen. Und mit den Hammerschlägen der nah gelegenen Baustelle ein Klangduett hören lassen, dass das Sirengeräusch über die nahe Kreuzung jagender

Polizeiwagen mit schrillen Spitzen ausstattet. Auch das nervt.

Die dumpfe Lichtheit des Tages Mitte Dezember lässt sich davon nicht vertreiben. Auch nicht durch das Knarzen der Dielenbretter aus der Wohnung oben, die an den miesepetrigen Nachbar erinnern. Der, der bei der Hausverwaltung Beschwerde wegen Lärmstörung eingelegt hat. Das kleine, dünne Männchen mit dem unscheinbaren, blassfahlen Gesicht. Der seine Pakete pseudofreundlich abholen kann, allein weil der DHL-Paketbote die vielen Stufen nicht umsonst hat gehen sollen. Da ist man innerlich wohl noch immer zu weich, was die Großmutter schon damals festgestellt hatte als noch weit weniger als Corona-Missmut uns als Menschheit grämte. Gut, dass sie das nicht mehr erlebt. Also den Maskenzwang, die Angst vor Infektion, das Alleinbleiben, denke ich mir, und bin ein wenig froher gestimmt.

Andererseits auch sie durchlebte dramatisch zugespitzte, schwere Zeiten. Und allein war sie, die hart mitgenommene Flüchtlingsfrau, heute im Rückblick betrachtet, eigentlich immer schon gewesen. Auch mit ihrer Trauer. Zuletzt in einer Art selbst auferlegter Isolation. Nicht wegen einer erhöhten Gefahr durch Viren, sondern aus Scham über den Verlust von Ansehen. Einige wenige gut gehütete Erinnerungen waren das nur, die sie noch besaß, kaum etwas wovon sie erzählen wollte. Sie hoffte noch, nach Jahr und Tag des Harrens. Dann aber war da der historische Kniefall gewesen. Und vieles andere folgte, was ihr, eine von Millionen deutschen Heimatvertriebenen, im langsamen Rückzug

aus dem wirklichen Leben, zu viel oder einfach unverständlich wurde. Allein war sie dann auch am Ende, im Krankenhaus, wo niemand ihre Hand hielt. Niemand ihren letzten Atemzug begleitete.

Es wäre gut, sich in nächster Zeit auch daran zu erinnern: An all jene, die unter den Bedingungen der Pandemie in Pflegeheimen und Kliniken starben. Man male sich die Folgen und die Verzweiflung der sterbenskranken Patienten und ihrer Angehörigen über das Besuchsverbot aus. Die inneren Bilder, sollten einen Platz finden, als Mahnung zu wesentlich größerem Respekt vor den Naturgesetzen. Die leidvollen Erinnerungen uns wachhalten, dass nicht vergessen wird: Kein Mensch wollte aber viele haben alleine sterben müssen. Auf der Corona-Intensivstation. Man hat es nie richtig gesehen doch jetzt schon öfter davon gehört.

Es ist kurz vor halb vier Uhr am Nachmittag. Zwei Menschen begegnen sich auf dem Zebrastreifen. Zwei Autos rollen langsam die Straße entlang. Noch langsamer dreht sich der hohe Bau-Krahn vor den Fenstern der umliegenden Wohnhäuser. In wenigen Minuten wird das letzte Hell des Tages wieder in Dunkelheit vergangen sein. Gleisend helles Kunstlicht geht dem voran, aus der Höhe des Krahns trifft es auf aushärtenden Betonboden, der noch vor der nächsten Frostperiode an Weihnachten fertig werden soll. Ungewiss, ob das zu schaffen sein wird. Das ist die Realität: Die Zeit drängt. Auch jetzt, hier und da. Geradeso wie in gewöhnlichen Zeiten und unter anderen Zuständen.

Das Heute ist jedenfalls noch nicht aller Tage Abend. Der Ausgang der Geschichte unentschieden. Auch wenn sich

die zähen Tage, in dem sich langsam dahinschleichenden Corona-Dezember 2021, zusehends danach anfühlen. Daneben gilt es zu bedenken, dass jeder Pandemie-Tag einer vom eigenen Lebenskonto, ein Tag im Weiterleben-Modus ist, trotz Corona, aber eben auch weiter leben dürfen mit Corona. Nach Corona. Oder halt auch irgendwie weiterleben müssen, ohne das Leben zu vergessen, unter Corona.

Gut möglich, dass gerade jetzt - wie in anderen dunklen Augenblicken - manch einer in ein tiefes Loch fällt, der dann nur noch auf das eigene Ende wartet. Die Rate der Suizidversuche steige. - Wünscht sich das Herz doch ein Ende des Wartens. Noch dazu, da frei von Geduld, ein schnelles, gutes Ende. Das vom Warten auf ein fröhliches Weihnachtsfest, das vom Warten auf ein gutes neue Jahr, das vom Warten auf ein baldiges Ende der Corona-Pandemie. Und bestimmt auch das auf ein Ende von Einsamkeit und Alleinsein. Quasi ein Reset des Lebens. Allein, es fehlt dafür der Knopf.

Nichts mehr zu hören vom einsilbigen Nachbarn, der mit abwägendem Schritt oben durch seine Zimmer huscht. Der unscheinbare Mann, der, unlängst vor meiner Wohnungstür so fordernd wie feindlich stehend, sich erneut über ihm zu laute Musik beklagte. Der, der später bei der Hausverwaltung seine Beschwerde fortsetzte. Der blasse Mensch, der nicht mag, wenn Munteres von Vinyl ertönt, selbst nicht auf angemessen pandemisch gefärbter Zimmerlautstärke. Der kleine Herr von oben, den kein TV-Lärm stören kann, der aber musikalischen Hörgenuss selbst außerhalb der Ruhezeiten rächt. Geradeso wie

einer, der sich mit spießiger Einfalt gegen zu viel Lebendigkeit in gelähmter Zeit wehrt.



Kurz nach 16:30 Uhr. Es ist schon wieder stockfinster. Schwarze Schatten wohin das Auge blickt. Deprimierende Dezember-Dunkelheit, die mich am schwach beleuchteten Hauseingang wartend aufnimmt und direkt verschlingt. Fremd wirken mir in der Finsternis selbst die altbekannten Straßen. Rasch noch Einkaufen bevor der immer schneller schwindende Tag in anspruchslosen Abend übergeht. Drei bunte Lichterrekamen machen Freude: Tierarzt, Tattoo Studio, An- und Verkauf – alles geöffnet im Lockdown light. Der Mini-Richtungswechsel ist geschafft: Das Leben läuft weiter im zweiten Corona-Winter. Doch fühlt sich alles trotzdem anders an. Anders als im Alltag vor Corona.

Auch wenn der lärmende Verkehr vermeintliche Normalität vorgaukelt: Das Leben ist nicht mehr richtig in Fahrt. Nicht auf der Welt, nicht in Deutschland, nicht in Berlin. Es fließt nicht mehr einfach so dahin. Die Lust auf immer Mehr, mehr Leben, mit mehr Vergnügen und Genuss – sie stockt und stolpert über jede neu mutierte Virus-Variante. Doch nochmal richtig runterfahren, Lockdown voll und ganz – nein, danke!

Längst genug der unheilvollen Wirklichkeit, mit stark belastenden Einschränkungen und sorgenvollen Gedanken, die kein leuchtender Stern, selbst kein X-Mas-Stern, so schnell erhellt. Längst genug, der traurigen Menschen, die am Rand emotionaler schwarzer Löcher stehen und anfangen zu protestieren. Das gefällt nicht, ist gar nicht gut, erkennt auch die Politik und nennt es kurzerhand „Wellenbrecher“.

Berliner Großstadtlärm, der dieser Tage niemandem mehr ein Lächeln ins Gesicht zu zaubern vermag, stresst die Menschen. Als wenn man den Kampf gegen die Wellen, die drückende Last des Corona-Virus, mit mehr Geschwindigkeit überholen und hinter sich lassen könnte. Menschen und Autos, kaum das die Ampel auf Grün springt, alle gefühlt noch schneller mit unbekanntem Ziel unterwegs. Der eine den Hund an der Leine, der andere das Handy am Ohr. Eine Fahrradfahrerin, die noch schnell über die schon wieder rote Ampel huscht, ist sich sicher, dass es gut gehen wird. Auch dieses Mal wieder.

Die wenigen Sekunden, die das Warten bedarf, zählen am Ende nicht. Denn die Sanduhr des Lebens läuft weiter, und deine Zeit Tag um Tag ab. Die Menschen gehen

unterdessen mit ihren Handys spazieren, einkaufen oder shoppen. Den Blick gesengt, starren sie auf ihr Handy, schenken ihrem elektronischen Intimus alle ihre ach so kostbare Aufmerksamkeit. Und erkennen nicht, dass sie eine unsichtbare Grenze überschreiten, wenn sie sich nicht mehr für ihre Mitmenschen interessieren. Viele meinen, dass sei akzeptabel. Doch ist es das wirklich? Der Verlust an Mitmenschlichkeit, wird er nicht schon überall und nicht nur in der Hauptstadt empfunden. In dem gleichgültigen Verhalten, dem anderen gegenüber, jetzt, unter Corona, noch mehr als zuvor.

So bleibt das Pandemie-Geschehen nicht ohne seelische Folgen. Nicht für beispielsweise die Schulkinder und Studenten, die Mütter und Väter, die Musikanten und Schausteller, dich und mich. Doch einmal in das emotionale Loch gefallen, ist der Weg raus aus der seelischen Misere schwer. Man will darüber reden, gehört werden, aber kaum einer interessiert sich noch für die Sorgen des anderen. Bleibt eventuell, seinem Gott, soweit man denn einen hat, in der Not sein Leid über das jetzige Leben zu klagen, leise oder auch laut, um dann all das weiter vertrauend zu bestehen. - Vieles was darüber noch gesagt werden könnte. Aber nicht hier und nicht heute. – Was gewiss ist, dass die Zukunft seit je her denen gehört, die den Widerständen des Lebens zu trotzen vermögen – seit Corona mehr denn je.

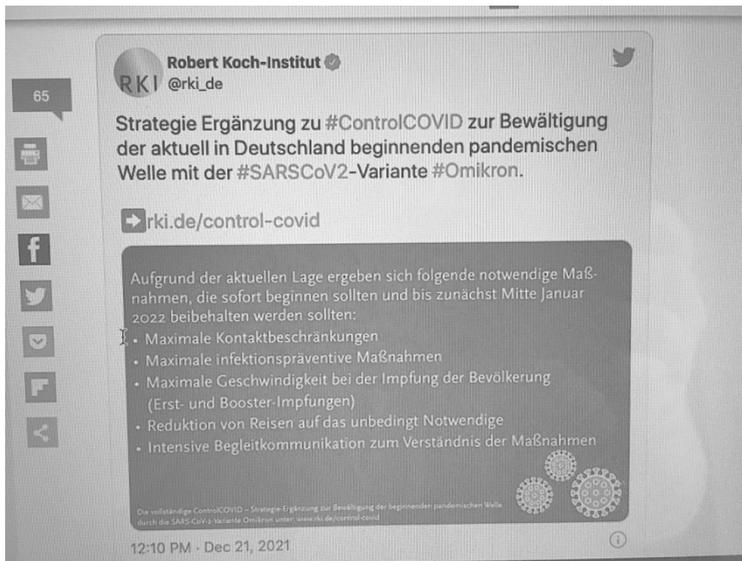
In der Gegenwart angekommen: Jeder trägt sein Schicksal, jeder hat sein eigenes Ziel. Jeder hofft auf Freiheit und Zukunft, manch einer grundlos. Der kurze Augenblick der Erkenntnis kam auf dem Weg über die laute Kreuzung. Als ein kleiner gelber Vogel im Käfig

nach Hause getragen wird. In seiner kleinen Freiheit sitzt er schwach zitternd auf der schmalen Stange und staunt durch das goldfarbene Käfiggitter. Vielleicht so wie ich, über das nervige Getöse, den hochkultivierten Lärm, der mich umgibt.

Kaum mehr Zerstreung und Partys in Berlin, mit der Zeit immer seltener gewordene Treffen mit der Familie und Freunden. Den Weihnachtsbesuch bei der in den letzten zwei Jahren sehr stark gealterten Mutter abgesagt – warum: weil man liebt, was man schützt. Wegen der hohen Infektionsgefahr durch Omikron. So lebt ein Teil von Berlin ein leises, sicheres, sozial uninteressantes Leben. Und schaut auf die große Welt, die die weit weg ist, und auf die, ganz dicht um einen herum. Die kleine Welt zum Beispiel zwischen Berlin-Wedding und Berlin-Kreuzberg. Auf die Männer dort wie in der ganzen Stadt. Man trifft sich, in alles beherrschende Winter-Dunkelheit gehüllt. Stehen sie ungezwungen beieinander auf der Straße, jetzt fast immer mit Sicherheitsabstand. Diskutieren sie, in fremden Sprachen. Ich verstehe nichts. Klingt nach türkischer Community. Klingt nach Berlin. Klingt nach Ausweichen, aber auch nach Lösung. Ja, nach Multi-Kulti-Bunte-Berlin-Welt. Zumindest war das zu einer anderen Zeit mal so.

Selbst bunt schillernder Weihnachts-Schmuck bringt nur wenig Farbe, in das triste Hier und Jetzt. Doch momentan bleibt den Menschen im Land nur „Corona-Leben by doing“ - und darüber die Suche nach angstfreier, attraktiver Weihnachtsstimmung oft erfolglos. Es kommt halt von dem Unschönen immer mehr zusammen, eine

andauernde Belastung ist das, aber ebenso gut auch eine Frage der Perspektive, in Berlin sowieso.



Das Land hat eine schwere Zeit: Wenige Tage vor Weihnachten hat das Berliner Abgeordnetenhaus eine epidemische Lage für das Land beschlossen. Der Senat besitzt damit die rechtliche Grundlage, weiter gehende Kontaktbeschränkungen, Veranstaltungsverbote oder schärfere Besuchsregeln in Krankenhäusern zu beschließen. Das Tanzbein wird in Berlin eh niemand offiziell schwingen, da Diskotheken und Clubs ab Dienstag, den 28. Dezember 2021 wieder schließen müssen. Auch die Open-Air-Silvesterparty auf der Straße des 17. Juni zwischen Brandenburger Tor und Siegessäule soll ohne Publikum stattfinden. Nein, da kommt keine schöne Silvester-Feier-Stimmung mehr auf!

Viel Veränderung ist seit Frühling 2020 passiert, und dazu zählt nicht nur Gutes für die Berliner Kulturszene. An das kulturell lebendige Berlin der Vor-Corona-Jahre erinnern geschlossene Türen und heruntergelassenen Rollläden, zuweilen mit farbigen, Mut machen sollenden Sprüchen aus der Sprühdose dekoriert. Geplant war noch im Spätsommer, dass man wieder zusammenkommt, um gemeinsam zu feiern, an Orten wie Clubs, Bars, Restaurants, an Orten von Kunst und Kultur, die zuvor lange Zeit geschlossen waren.



Der Neustart, in der Kultur. Irgendwann kommt der schon noch. Aber es braucht Hilfe, mehr Hilfe braucht es! Das versteht sich doch von selbst. Mag sein, dass dann und wann Wunder geschehen. Doch wer hat jetzt die Zeit,

auf Wunder zu warten. Mehr finanzielle Hilfe wäre jetzt mehr von Nutzen. Gerade hier, in Berlin.



**Unvermeidliche Nebengedanken zur Kunst des Durchhaltens im „Social Distancing“. Oder: Wir sehen uns wieder, wenn Corona vorbei ist**

Theaterstück in Fragmenten, in 1 Akt und 18 Szenen

Bühnenbild/Gegenstände:

*Wir sehen ein zweigeteiltes Bühnenbild mit einem Berliner Späti (Spätkauf, Kiosk), von außen, links gelegen neben einer weiß-hell erleuchteten Galerie, rechts gelegen. Das Licht des Kiosks ist warm und bunt.*

Setting:

*Berlin Mitte, im Hintergrund die Skyline der Hauptstadt.*

Zeit:

Januar/Februar 2022, abends, gegen 20 Uhr

Äußere Gestaltung der Menschen-Figuren:

*Vor dem Späti steht eine Gruppe Menschen im Kreis zusammen.*

*Alle tragen weiße Corona-Schutzanzüge, die weder Geschlecht noch individuelle Merkmale erkennen lassen.*

*Eine Person in buntem Schutzanzug kommt von rechts dazu. Zuerst aber bleibt diese Person in der Mitte der Bühne stehen und spricht das Publikum an. Teilt diesem seine persönliche Situation / Gedankenwelt zu diesem Zeitpunkt mit. (Prolog)*

*Danach tritt er in den Späti, holt sich dort ein Wasser, kommt damit heraus und stellt sich, leicht links abseits, aber in Hörweite, zu der Menschen-Kreis-Gruppe.*

*Nun tritt ein Mensch in weißem Schutzanzug, der bisher auf der „3-Uhr“-Position des Menschen-Kreises gestanden hatte, als erster in den Lichtkegel der Galerie, also nach rechts, und spricht dort seinen Text. Sobald dieser gesprochen ist, tritt der Mensch zurück in den Menschen-Kreis. Dieser bewegt sich anschließend im Uhrzeigersinn um eine Position.*

*Es folgt dem ersten Sprecher ein zweiter, also der nächste Mensch in Schutzanzug, nach. Und zwar der, der nun seinerseits auf der Drei-Uhr-Position angekommen ist. Dieser tritt ebenfalls aus dem Kreis heraus, vor der Galerie rechts, und nah an den Bühnenrand, spricht dort seinen Text, tritt dann zurück in den Menschen-Kreis, etc.*

*Nachdem so alle Menschen in weißen Schutzanzügen einmal aufgetreten sind, tritt die zuerst aufgetretene Person, die in dem bunten Schutzanzug, erneut in die Mitte der Bühne, spricht das*

*Publikum ein zweites Mal direkt an, und teilt diesem mit, dass er nun nach Hause zu gehen beabsichtigt, und weiteres. Am Ende seines Textparts geht er dann nach rechts ab.*

*Von links nach rechts verdunkelt sich währenddessen langsam die Bühne. Über die Köpfe der Mensch-Kreis-Gruppe hinweg, die dort stehen bleibt. In der Dunkelheit beginnen die überdimensionalen Getränke an ihnen zu leuchten, als bunte Lichtpunkte, die den Abgang der Person im bunten Schutzanzug so visuell begleiten.*

#### *Hintergrundinformationen:*

*Die Menschen in weißen Schutzanzügen stehen zusammen mit einem Getränk in der Hand, welches sie optisch voneinander unterscheiden lässt. Die unterschiedlichen Getränk-Attrappen sind überdimensional groß. Sie dienen der Charakterisierung und Identifizierung der einzelnen Sprecher. Am Schluss beginnen die Modelle farbig zu leuchten.*

#### *Handlungen/Aktionen:*

*Die Figuren treten einzelnen und hintereinander auf und ab. Sie treten dafür aus dem Kreis heraus und vor den Bereich der Galerie. Dort befinden sie sich im hellen Scheinwerferkegel und ganz nah an der Bühnenkante.*

*Die Menschen in den weißen, etwas transparenten Schutzanzügen fangen nacheinander an zu sprechen, und immer direkt in den Zuschauerraum.*

*Dabei nimmt jeder der Sprecher eine andere Haltung ein. Körperlich ausdrucksstark. Zum Beispiel sitzend, stehend, kniend, auf einem Bein stehend, hüpfend, auf dem Rücken, der Seite oder auch auf Bauch liegend, hockend, springend,*

*hüpfend, in Yoga-Hund- und Krieger-Stellung stehend. Aber immer mit Blick zum Publikum. Mit Getränk-Modell.*

*Nachdem die Akteure ihren jeweiligen Text gesprochen haben, stehen sie jeweils bedächtig auf, stellt sich zurück in den Menschen-Kreis. Dieser wiegt sich leicht im Wind. Auf dem Boden liegt Herbstlaub. Zuletzt regnet es auf die Bühne und am im Schlussbild heult der Wind.*

Spezialeffekte/Musik:

*Einführend ertönen Geräusche der Stadt, die auch am Schluss zu hören sind, in Kombination mit etwas Wind und Regen.*

*Die Menschen in weißen Schutzanzügen sprechen einzeln über leiser Musik im Hintergrund ihren jeweiligen Text. Die Musikstücke wechseln parallel zu den unterschiedlichen Auftritten. Die Musik dient zur Untermalung, und um eine individuelle Stimmung der jeweiligen Menschen-Figur zum Ausdruck bringen soll.*

## **Prolog**

*Abend, Mensch in buntem Schutzanzug spricht:*

*„Ich bin unterwegs auf den Straßen von Berlin. Es ist früher Abend. Die Dämmerung, die auch heute wieder viel zu früh hereinbricht als dass das angeschlagene Gemüt sich hätte aufhellen können, seit dem Ende der unruhigen Nacht, lässt Seelennot aufsteigen.*

*Sehe an einer Ecke eine Gruppe Menschen tagen. Eingehüllt in dicke Winterjacken stehen sie im Halbkreis vor einem Berliner Späti, eine Flasche Bier, Marke*

„Sterni“ (Sternburger Export“), eine Flasche Cola oder Mate, etc. in der Hand. Sie unterhalten sich, angeregt. Ich will halten und mir eine kleine Flasche Wasser kaufen, still. Stelle mich dann seitlich dazu, was wohl niemanden stören wird und höre interessiert zu.“

*Abend, erster Mensch in weißem Schutzanzug tritt aus dem Menschen-Kreis, steht nun vor der Galerie, spricht:*

Mensch 1: „Die Kunst des Durchhaltens geht 2022 ins dritte Corona-Jahr. Was tun mit all der Zeit, ohne Geld. Beziehungsweise den wachsenden Sorgen über frisches Geld, die ungewisse berufliche Zukunft. Wie das Leben planen, wenn nichts mehr sicher und planbar ist, wenn mutmaßlich ein nächster Lockdown über jeder Entscheidung hängt?“

*Erster Mensch in weißem Schutzanzug tritt aus dem Bereich vor der Galerie zurück in den Menschen-Kreis*

*Zweiter Mensch in weißem Schutzanzug tritt aus dem Menschen-Kreis, nun vor der Galerie, spricht er:*

Mensch 2 sagt: „Immer schon war der Dezember eine Herausforderung für manch einen. Jetzt, so ohne viel Abwechslung, konfrontiert mit der aktuellen Corona-Großstadt-Realität, macht sich Furcht breit, ob es überhaupt je eine Fortsetzung des alten Lebens geben kann? Immer neue Virus-Mutanten könnten das verhindern – was dann? Wovon träumen, wenn du dich schutzlos fühlst? - Stoff für mehr als einen Albtraum!“

*Zweiter Mensch in weißem Schutzanzug tritt aus dem Bereich vor der Galerie zurück in den Menschen-Kreis, u.s.w.*

Mensch 3 meint: „Ist man als Covid-Opfer durch seine Erfahrungen traumatisiert? Klar! Ein Treffen zu vereinbaren in geschlossenen Räumen mit Freunden: Nein! Besser nicht! Lieber einsam sein und bleiben als noch mal krank werden! Verständlich, oder?!

Im Laufe der Zeit verschwinden so nach und nach die Freunde aus dem Leben. So wie vorgestern der, dessen Signal-Account stets ein launiges Foto zierte. Stattdessen findet sich dort momentan der bizarre Hinweis: „Aufstehen, sich ein „Außer Betrieb“-Schild umhängen und alle Fragen mit „Techniker ist informiert“ beantworten. Das ist MEIN Plan.“ – Es sucht halt jeder nach seinem eigenen Weg, mit den Herausforderungen der Corona-Zeit umzugehen. Und sei es, dass man sich vom Leben zurückgezogen hat, um vor einer drohenden Infektion besser geschützt sein. Doch geht das überhaupt? Was stellt eigentlich der „Mensch außer Betrieb“ vor?“

Mensch 4 fragt: „Was bleibt vom Menschen im Ausnahmezustand? Die Corona-Pandemie hat das soziale und gesellschaftliche Leben fast stillgelegt, etwa nun auch des Menschseins beziehungsweise das, was es vor allem ausmacht? Ich denke, Sprache ist eine maßgebliche Fähigkeit des Menschen. Deshalb sind gerade moderne Kommunikationsmittel im Lockdown für viele ein Segen gewesen. Die letzte Möglichkeit, die

Verbindung zu Familie und Freunden nicht vollends zu verlieren.“

Mensch 5 bekräftigt: „Was aber, wenn wir mit Fortschreiten der Pandemie tatsächlich nicht mehr miteinander sprechen wollen, sprechen können und den Dialog nach und nach einstellen? Schon jetzt sprechen die Menschen weniger miteinander als vor der Pandemie, zumindest erscheint es mir so. Sei es in der Öffentlichkeit, im Supermarkt oder in den Einkaufszentren. Und auch die musikalische Beschallung der Verkaufsflächen scheint mir dieser Tage in den Läden längst nicht mehr so laut und weihnachtlich wie in den Jahren ohne Covid-19-Gefahr.“

Mensch 6 bringt es auf den Punkt: „Überhaupt erinnert mich zurzeit an das ehemals lebendige Berlin nach zwei Jahren Pandemie nur noch wenig. So vieles ist jetzt ganz anders, das Abstand halten weiterhin angeordnet. Dazu das Tragen einer Mund-Nasen-Maske im Gesicht. Eine FFP2-Maske oder eine medizinische Maske muss korrekt platziert sein, sonst darf kein Einzelhandelsgeschäft oder ein Bus oder eine Bahn des öffentlichen Nah- und Fernverkehrs betreten werden. Das gleiche gilt für öffentliche Gebäude, Arztpraxen, Restaurants und vieles mehr. Der Mund-Nasen-Schutz bekundet mir nicht nur die Corona-Krise, sondern auch das, parallel zum Ansteigen der Pandemie, zusehends anonym und unverbindlicher werdende Verhältnis der Menschen zueinander, den immer seelenloseren Umgang miteinander im „Social Distancing“-Modus.“

Mensch 7 erklärt: „Körperliche Nähe und Corona passen nicht zusammen. Zu keiner Zeit. Omikron bremst bis Weihnachten 2021 nicht nur den wirtschaftlichen Neustart aus, sondern auch das soziale Leben in Berlin. Dass sich alte Solidarität zwischen den Menschen ohne ein physisches Gegenüber schleichend aufzulösen beginnt, realisiert offensichtlich nur der technikaffine Mensch nicht, der schon vor Corona hauptsächlich online lebte.

Soziale Interaktion erfolgt seit Monaten nach behördlich festgelegten Regeln. Auch an Silvester wurde von den Einsatzkräften der Berliner Polizei manch geselliger, sozialer Hotspot interessiert beobachtet. Wie fühlt es sich wohl an, zum Jahreswechsel im Dienst, trotz Böllerverkaufsverbot, Raketen und Schreckschusswaffen ausgesetzt zu sein?“

Mensch 8 fragt: „Was macht die Corona-Pandemie aus uns als soziale Gemeinschaft? Geht der Anglizismus „Social Distancing“ zu locker über die Lippen? Am Anfang der Corona-Krise gekennzeichnet durch den ungewohnten Kampf meist um Zucker, Mehl und Toilettenpapier, bezeichnet er die anhaltende Abgrenzung zu dem und den Anderen in fast allen Lebensbereichen. Eine einsame Zeit - seit Monaten schon - in der vielen Leuten eine Perspektive fehlt. Unter anderem auf physische Nähe.“

Mensch 9 erklärt: „Mach einer versucht sich trotz Winterkälte im sogenannten „Socialisen“, etwa Treffen

auf Distanz im Park, im Grünen, in jedem Fall draußen, bei fast jedem Wetter, mit mitgebrachtem Getränk. Doch am Ende steht für eine Vielzahl an Menschen der emotionale Ausnahmezustand und die soziale Vereinsamung. - Das ist die neue Normalität zu Beginn der vierten Corona-Welle. Oder ist es doch schon die fünfte Welle? Immerhin bleiben jetzt die Regale voll. Man könnte im Alkohol versinken.“

Mensch 10 denkt: „Entscheidend ist, welche Einstellung man hat. Eigentlich geht es uns hier soweit noch ganz gut – wäre da nicht dieser Blues im Kopf. Der Pandemie-Blues, den der Dezember-Blues kurz unterbricht, um dann übergangslos in den Januar-Blues zu wechseln. Und später dann in den Februar-Omikron-Höchststand-Blues. – Seltsam, man sieht den Blues schon vorher kommen. Als ob man sich danach sehnen würde? Sagt mir mal, was ist zu tun, um halbwegs heil und glücklich zu bleiben?“

Mensch 11 meint: „Veränderte Bewusstheit, ist schon jetzt mit Blick auf die tatsächliche Angst vor krisenhaften Verhältnissen bemerkbar. Die hat sich im Spiegel nicht eingelöster Impfangebote im zweiten Corona-Jahr weiter verflüchtigt. In der emotionalen Haltung der Menschen aus allen sozialen Schichten, die in Berlin aus vielleicht 150 Nationen dicht bei einander leben und vielerorts zusammentreffen. Zum Beispiel in der meterlangen Warteschlange vor der Corona-Teststation. Oder im Kinosaal.

Mensch 12 bemerkt: „Sichtbare Merkmale der Pandemie, die fehlen in vielen Alltagssituationen zumeist. Vor allem

im Fernsehen. Wo spiegelt das mediale Angebot im TV die gelebte Realität in Berlin? Ja, in thematisch pandemielastigen Nachrichtensendungen und schier endlos sich wiederholenden politischen Talkrunden zu Corona. Nicht aber in den Filmen und Serien, die in der jüngsten Vergangenheit produziert worden sind. Immerhin leben wir seit fast zwei Jahren in der neuen Corona-Realität. Der „Es-ist-alles-wie-immer“-Drehbuch-Stoff greift die Pandemie, das fehlende zwischenmenschliche Miteinander und die sich daraus ergebenden Folgen für Kinder und Erwachsene nicht auf. Selten, dass in einem Film überhaupt mal eine Gesichtsmaske zu sehen ist. Keine Lust auf Neues, auf Aktuelles? - Die verantwortlichen Medienvertreter scheuen die Problematik um Corona im fiktiven Alltag seiner Held:innen. Ist das noch angemessen?“

Mensch 13 antwortet: „Wir haben nur die Wahl zwischen Realität, also pandemielastigen Nachrichtensendungen und Dauerpolitik-Runden zu Corona auf der einen Seite und Serien und Filmen, die zu Hause sind im „Alles wie immer“-Drehstoff. Das reicht aber nicht mehr. Schließlich stecken wir nicht erst seit gestern in der neuen Corona-Realität, in der fades Spaziergehen fröhliche Singen im Chor, belebendes Tanzen oder kräftigendes Schwimmen im Hallenbad ersetzen muss.“

Das Leben in der PCR-Test-Blase, mag sein, dass das der ein oder andere gern verdrängt. Oder sich sträubt, es wahrzuhaben. Aber jedem leuchtet ein: Wir sind längst anders als vor Ausbruch der Pandemie. Wir wissen nur nicht, wie. Wie genau anders wir sind. Wie genau anders

wir uns fühlen. Wie genau anders das Leben in Zukunft wird und bleibt. Viele Fragen offen.“

Mensch 14 sagt: „Zu bedenken ist, wie viel emotionale Last die Menschen in Berlin aus den vergangenen Corona- und Feiertagserfahrungen mit sich herumtragen und welche Konsequenzen das für die Stimmung in der Berliner Gesellschaft hat. Enttäuscht von den anstrengenden Corona-Feiertagen im Dezember 2021 sind die Menschen allemal. Doch nun kommen die unterdrückten Konflikte hoch, bahnen sich innere Leere und Frustration ihren Weg an die Oberfläche. Zum Beispiel im Supermarkt.“

Mensch 15 ergänzt: „Der Supermarkt wird jetzt immer öfter zur Bühne derer, die ihrer Orte des Anderssein zu dürfen und des Anderssein zu können beraubt sind. Die Zahl derer, die ihrem Frust und ihrer Verzweiflung nicht mehr alleine Herr werden, sie steigt. Und so droht manchmal sogar auf dem Parkplatz eines Diskounters in Berlin-Mitte, eingeleitet vom Sound durchdrehender Autoreifen, der tragische Unfalltod. So wie die Welt, das Land, die Wirtschaft aus dem Takt gerät, so geraten auch die Herzen der Menschen aus dem Takt. Das müssen wir alle aushalten, wirklich alle?“

*15ter Mensch in weißem Schutzanzug tritt aus dem Bereich vor der Galerie zurück in den Menschen-Kreis*

*5 Minuten vor Mitternacht, Mensch in buntem Schutzanzug tritt erneut vor, steht vor der Galerie, spricht Schlussrede:*

## Schlussrede

„Die Blicke der anderen, sind nicht zu finden. Sie gleitet suchend über schmutzige Schuhspitzen und den nassen Asphalt. Kaum einer schaut sich noch in die Augen.“

*Der Regen wird plötzlich wieder stärker und Wind kommt auf.*

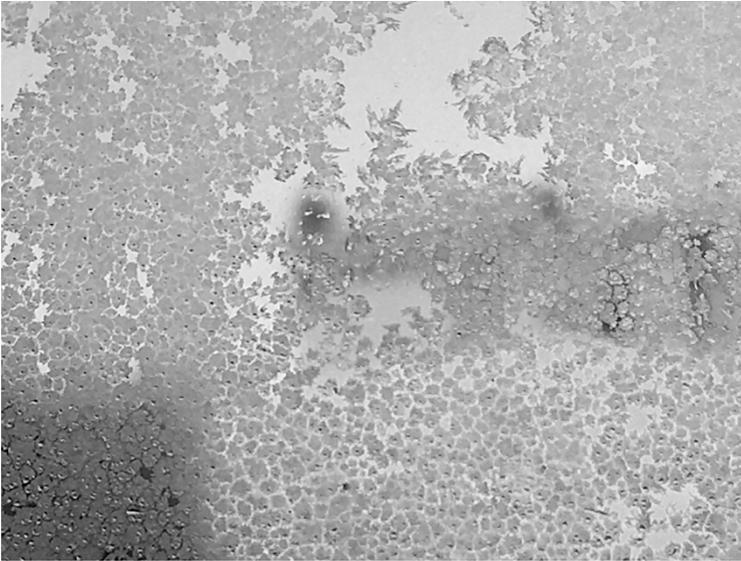
„Es ist an der Zeit zu gehen, jetzt, um in Ruhe nachzudenken. – Später werde ich mich auf meinem Weg nach Hause durch das leise Berlin fragen: Was, wenn das so bliebe, dass der Dialog zwischen den Menschen immer weniger wird, weil keiner mehr mit dem anderen reden will? Oder wenn, nur mit den oder dem sogenannten „Lieblings-Menschen“.

Die Menschheit, die eine weltweit drohende Katastrophe vereint, der sich niemand entziehen kann, würde wohl zusehends verstummen. - Globale Sprachlosigkeit. - Und unser Verständnis von Identität und Menschsein würde sich weiter verändern.

Das lange Warten auf eine Lösung für das Corona-Problem verändert die Welt, verändert auch Berlins kulturelle Identität, schlägt uns allen hier aufs Gemüt! Doch depressiv werden – nach Möglichkeit nicht. Sich damit abfinden, dem Corona-Chaos, wie schon 2020 und 2021, leichter gesagt als getan.

Resignieren – nein, bloß das nicht! Aber, wer kann sich das schon aussuchen? - Dieser eine, vermutlich letzte hoffnungsfrohe Wunsch darf sein, ist offen: Möge das Leben ganz bald wieder ein Besseres werden!“

*Auf der Bühne wird es dunkel.  
Die Geräusche werden langsam ausgeblendet,  
verstummen nach 1 ½ Minuten.  
Stille. Das Licht im Saal geht an.*



## **Hallo Omikron - es regt sich Widerstand im Land**

Das neue Jahr ist da: Den außergewöhnlichen Start in 2022 haben sich sicher nicht nur die Menschen in Berlin anders gewünscht. Die coronabedingte Krisenlage wird weltweit immer komplizierter: mit dem neuen Jahr ist auch eine neue Virusvariante. B.1.640.2 alias „IHU“ da. Ein Neustart welcher Art auch immer rückt in weite Ferne. Hoffnung, ade!

Stattdessen sagt die Welt am 3. Januar „Hallo“ zu einer neuen SARS-CoV-2-Virusvariante. Erstmals in Südfrankreich nachgewiesen, ursprünglich wohl aus dem zentralafrikanischen Kamerun stammend, mit 46 Mutationen. Die mit Expertenwissen warnen bereits vor

der fünften Corona-Welle. Da fragt sich auch der Laie, wie könnte künftig ein Leben mit Corona aussehen? Wer Hoffnung haben will, braucht einen Notanker, einen Ausweg, eine Lösung. Allein nichts dergleichen ist in Sicht. Stattdessen Impfdilemma im Land. Womöglich endet der 2021 begonnene Impfmarathon als Endlosschleife. Denn: Die Schutzwirkung aktueller Impfstoffe hält nur wenige Monate.



Das Virus erinnert uns mit seiner Mutationsfreude fortwährend daran, dass die Evolution dem Menschen einen Schachzug voraus ist. Das verängstigt und belastet auch die friedlichen Demonstranten, die am Abend des 4. Januar vom Alexanderplatz in Richtung Brandenburger Tor und zum ZDF-Hauptstadtstudio in der Straße Unter den Linden miteinander spazieren gingen. Geradeso wie

die Diskussion um eine allgemeine Impfpflicht gegen Corona und verkürzte Quarantäne- und Isolationszeiten für Geimpfte und Genesene. Um befürchtete Personalausfälle bei Polizei und Feuerwehr, medizinischem Personal, Stromversorger und Wasserbetrieben sowie in wichtigen Behörden zu verhindern, heißt es.

Es gehe um nichts Geringeres als die Aufrechterhaltung „kritischer Infrastrukturen“. – Aber, ist das ein guter Weg, mit der Omikron-Infektionssituation umzugehen oder wird da ein Fehler vom nächsten abgelöst? Geht es denn nicht um unser aller Sicherheit? Und zudem um Menschenwürde? Zum Beispiel auch um die von Menschen in Pflegeheimen und Krankenhäusern?

Schon irgendwie irritierend diese Pandemie-Politik. Die Zahl derer die darauf reagieren wächst im ganzen Land. Tausende Menschen protestieren im neuen Jahr auf Deutschlands Straßen gegen die Corona-Politik. Hunderte bekunden ihre negativen Gefühle in zahlreichen Berliner Bezirken.

Nicht nur in Berlin-Mitte politisieren die Menschen das Problem der Corona-Pandemie. Miteinander spazieren zu gehen, so ist das wohl zu sehen, ist ihnen ein Zeichen von aufbegehrendem Protest und (noch) friedlicher Ausdruck von Kritik an der Corona-Politik. Unter anderem in Spandau und Pankow, Schöneberg, Marzahn-Hellersdorf und Treptow-Köpenick. Ein gemeinsamer „Spaziergang“, in dunkler, winterkalter Krisenzeit, begleitet durch aufmerksame Polizeikräfte.

Die Berliner Versammlungshörde erlaubt den Menschen, deren Alltagsleben durch Corona aus den Fugen geraten

ist, ihre „unangemeldeten“ Corona-Spaziergänge, gilt doch das Recht zum Widerstand. Legitim ist der demokratische Widerstandsgeist gegen politische Entscheidungen allerdings nur, solange der politisch aktive Bürger, dieser Tage meist ein Vertreter des bürgerlichen Milieus, geltende Hygienebestimmungen und Abstandsregeln beachtet. Jeder, auch der findigste Zweifler, hat sich daran zu halten.

Die Live-Bilder, die die Demo-Teilnehmer, die zähneknirschenden „Corona-Protestler“, den Medien bringen, wem bedeuten sie etwa nicht eine tolle Gelegenheit etwas Demokratie zu erleben, in der zu anderer Zeit als bunt und lebendig geltenden Hauptstadt. Und: Sind das angesichts der unsicheren, sich verschlechternden Corona-Lage, ausgelöst durch die über die Welt hereinbrechende Omikron-Welle, wirklich allesamt schräge Vögel wie Impfgegner, Querdenker, Corona-Leugner, Medienhasser und Demokratiefeinde? Eine differenzierte Sichtweise auf die Teilnehmer, wäre hier gut. Denn, nicht alle Beteiligte sind verstört, verwirrt oder verblödet. Nicht alle miteinander vergleichbar. Doch sie alle tragen die Last. - Wie auch immer, während der Pandemie, der Zeit eingeschränkter Bürgerrechte, unterliegen auch „Spaziergänge“ klaren Regeln – wer versteht das nicht?

Alle wollen ihrem Denken, ihren Argumenten, ihrem Überdruß, auf die eine oder andere Art und Weise, Gewicht verschaffen. Man kann teilnehmen an Diskussionen über „Sicherheit kontra Freiheit“. Wen überrascht das? Staatsbürgerliche Empörung ist nun mal auf öffentliche Debatte aus. Und alle wollen sie mitreden.

Auch die, die keine Mund-Nasen-Maske tragen, die, die sich nicht bevormunden lassen wollen, beim gemeinsamen Spaziergang. Was nicht korrekt ist, warum sie gegen verordnete Infektionsschutzmaßnahmen verstoßen. Auch die, denen ein Ermittlungsverfahren ins Haus steht, später. Sie erfüllen den Tatbestand der Beleidigung. Auch den des Widerstands gegen die Polizei. - Die Lage ist ernst, man fühlt sich ausgeliefert. Angst, ja, darf man haben.

Zum Glück sind Freiheit und Gleichheit nicht zu relativieren. Was sonst ist Demokratie. Wer hat gesagt, dass das Recht des Einzelnen seine Meinung frei sagen zu dürfen eine Gesellschaft nicht fordert. Das müssen wir leisten. Schwer zu sagen, wer uns und wo uns das als Gemeinschaft am Ende hinführen wird. Wir sind mitten in der Krise, das muss man aushalten.

Ein Blick auf die Schlagzeilen verrät am Nachmittag schnell: Die Inzidenz in Berlin liegt bei 286,7. Und steigt damit erwartungsgemäß wieder an. Beunruhigend schnell, so die Politik. Der Anteil an Omikron-Infektionen beträgt Stand 16:30 Uhr bereits 43,5 Prozent. Die Nachricht macht es nicht leichter, ist sie doch erschöpfend. Keine Pause in Sicht, da fühlt man sich machtlos. - Die Angst vor einer Corona-Infektion ist groß. Da mag man irgendwann gar nicht mehr vor die Tür gehen. Wie soll das Leben weitergehen bei einer Inzidenz von über 1000? Wie noch die Fassung bewahren, wenn Zukunftsangst dich einnimmt? Die Frage drängt sich auf: Wie können wir den Anforderungen einer die Welt flutenden Omikron-Welle standhalten? – Alles unklar

Anfang Januar 2022. Außer, dass eine Eigenschaft immer stärker gefordert ist: GEDULD!



## **Was Arztbesuche mit schlechter Corona-Laune zu tun haben und Überlegungen zur Situation da Impfdurchbrüche drohen**

Zwischen Dienstag und Mittwoch wurden laut RKI 4226 neue Infektionen in Berlin registriert. Keine Lust zum Arzt zu gehen. Obwohl vollständig geimpft, also geboostert, das mulmige, ungute Gefühl beim Gedanken an das Eintreten in die Arztpraxis ist trotzdem da. Muss aber sein. Im Kopf schwirrt herum, dass der Inzidenzwert heute, Mittwoch, auf 336,3 hochschoss. Die Omikron-Rakete ist gezündet, bald werden auch in Deutschland die Infektionszahlen explodieren. Großbritannien, Frankreich und Amerika sind uns da schon voraus.

Als ich dann doch gegen Mittag die Praxis betrete, bleibt mein durch die Maske gesprochenener, etwas dumpf tönender Guten-Tag-Gruß unbeantwortet in der heizungswarmen Luft hängen. Wer wundert sich noch über die überall anzutreffende schlechte Corona-Laune. In der Tagespresse steht, die schlechte Corona-Lage zermürbe die Menschen. Klar, eine Corona-Horror-Meldung wird von der nächsten abgelöst. Nicht, dass das den Menschen nicht zermürbt. Das ist gerade eine sehr belastende Zeit – überall kann man das jetzt lesen - für uns alle, auch für mich. Vorwürfe nützen da nichts.

Es ist über die Zeit eine deprimierende Erfahrung, denke ich: Der Umgang der Menschen miteinander und um mich herum wird anders. Man verliert zusehends den persönlichen Bezug zueinander. Mittlerweile scheint Freundlichkeit immer mehr zur Nebensache zu werden. Fast so, als gelte es, verborgen hinter der FFP2-Maske, keine Formen traditioneller Höflichkeiten und bisher üblicher Wertschätzungen mehr einhalten zu müssen. Fast so, als könnten sich die Menschen mit Worten und Gesten nicht mehr berühren.

Sicher, dass gute Nachrichten fehlen, Kontaktsperrern, etc., belasten, das verändert die Spielregeln. Der gesellschaftliche Virus-Wandel, dass man sich nicht mehr persönlich so austauscht wie vor März 2020, lässt, im Zuge der sich ausweitenden menschlichen Anonymität, eine freundliche Grundhaltung dem Anderen gegenüber aus dem Alltagsleben verschwinden. Zumindest fühle ich das so.

Vieles dass anders läuft in der Pandemie-Zeit. Und es fehlt an positive Überraschungen, die braucht der

Mensch, gerade in der widerwärtigen Corona-Zeit. Doch nicht nur, dass vom Alpha-, über das Delta- bis zum Omikron-Jahr 2022 schleichend Respekt verloren geht. Bedeutet das jetzt obendrein: zusammenhalten und nett sein müssen war vor Corona? Das wäre schlimm, erscheint mir inakzeptabel. Droht uns etwa eine nächste Welle, eine der weiteren Verrohung der Emotionen?

Schließlich wird noch einiges an Zeit vergehen bis so genannte alte Normalität in unser Leben zurückkehrt. Und bis dahin schwächt es den Einzelnen, in der bereits jahrelang anhaltenden Corona-Extremsituation, weiter durchhalten zu müssen. Man könnte denken, am Ende sind wir alle von dem Zuviel und viel, sehr viel zu lang an Corona-Krise überfordert. Vermutlich. Und dann ist da irgendwie auch immer weniger zu spüren von gesellschaftlichem Zusammenhalt. Oder das, was sich manch ein Mitmensch so darunter vorstellt. Das alles macht mir kein gutes Gefühl!

Und vor allem: Nach welchen Regeln beziehungsweise wie wollen wir eigentlich in Zukunft miteinander umgehen? Corona fordert uns in unserem sozialen Verhalten. Eindeutig. Ebenso wie unsere Bereitschaft, Enttäuschungen und Leid in Kauf zu nehmen. Schaffen wir das, ertragen wir das? – Längst sind nicht alle möglichen Szenarien getragen von der Aussicht auf eine glücklichere Zukunft. Und viele Menschen haben die Pandemie bereits nicht überlebt. Über 100.000 Menschen sind bisher mit dem Covid-Virus in Deutschland gestorben, davon allein bis heute rund 4000 in Berlin. Am Ende werden es mehr sein, weit mehr als bisher.

Das Virus schwächt unser medizinwissenschaftliches Selbstverständnis. Der kollektive Wunsch der Menschen lautet, dass die Wissenschaft einen wirkungsvollen Impfstoff entwickelt. Dagegen zeigt das Corona-Virus, keine Eile an einem baldigen Ende der Pandemie. Unerfreuliche Impfdurchbrüche trotz Booster-Auffrischungsimpfung nehmen dieser Tage weiter zu. Was, wenn das Virus angesichts reger Mutationsfreude nicht zu kontrollieren ist? Stopp! – Das mag keiner denken, dass unsere moderne Welt, nicht aber wohl der Planet, dem Untergang geweiht ist.

Neulich schrieb ein Bekannter, bei ihm sei trotz Corona alles eigentlich beim Alten. Und er habe schon öfter vergessen, dass man eigentlich Corona habe. Ja, er gehe jetzt auch wieder ins Sportstudio. Und, man habe sich in letzter Zeit weniger im Restaurant, dafür öfter privat und zuhause getroffen - das sei das Positive an der Pandemie. Und das Negative, die Schicksale der vielen Opfer, das verliert seinen Schrecken, irgendwann, wenn es zu bewältigen scheint. Bedeutsam hierfür ist die Hospitalisierungsrate. Wenn die stimmt, erscheint es akzeptabel. Das heißt, welche Todesrate vertretbar ist, das legt am Ende die Gesellschaft fest.

Die vergangen Pandemie-Jahre über hätte man Einsicht walten lassen können. Über die mutmaßlichen Ursachen der Seuche, deren Verbreitung und so. Doch vernünftige Argumente setzen sich augenscheinlich während der Covid-19-Pandemie nicht gut durch. Man könnte meinen, manche Menschen lebten in Paralleluniversen. Das ist zum Teil schon erstaunlich. Eigentlich bedeutet Coronakonform zu leben, Verzicht zu üben. Gleichmaßen und

für alle. Trotz 2G-, 3G- und 2G-Plus-Regeln. Also auch Verzicht auf Reisen, private Partys und kulturelles Erleben? Ja! Ebenso wie auf das heißgeliebte Sportstudio oder die leckere Pizza beim Lieblingsitaliener? Ja! - Oder haben wir weltweit etwa keine Seuchen-Notlage?

Wie lautet die Steigerung von Notlage? Wir lesen und hören von der „endemischen Notlage“. Haben wir das Extreme in Berlin mit dem sprunghaften Anstieg des immer weiter steigenden Inzidenzwerts schon erreicht? Ohne Zweifel, nein!

Wie gesagt, es gibt in der anbrandenden fünften Corona-Welle keine Sicherheit mehr und gleichzeitig wird alles undurchschaubarer. Über jede gestiegene Inzidenzzahl ergießt sich eine Flut an Mitteilungen. Angesichts uneinheitlicher Regelungen in der durch Omikron stark veränderten Gesamtsituation im Land alles nur noch verwirrend, gewissermaßen surreal. Nicht nur in Berlin, auch andernorts.

Es braucht wohl noch mehr, ein enormes Mehr an Bewusstheit, Selbstdisziplin, die Mühe und den Willen, selbst Verantwortung zu übernehmen. Die anderen werden es wieder richten, mag jetzt der erwidern, der, inmitten politischer und gesellschaftlicher Gärung und Erschütterung, angstvoll vor den ungelösten Problemen die Augen verschließt, während das soziale Leben weiter zu verdorren droht. Als Pandemie-Treiber erkennt er sich nicht. Indessen ist aktuell Einsicht, Besonnenheit und die Vernunft aller Menschen gefordert – in ihrem eigenen Interesse.

Bei Aids ist bisher übrigens kein Ende absehbar. Nach nunmehr 40 Jahren nicht. Unbedachte Lebenslust als

unvertretbares Handlungsmotiv. - Der Gedanke gewinnt in Pandemie-Zeiten zunehmend an Gewicht. Zu erwarten sind immer strengere behördliche Regeln. Nicht ganz grundlos, wie es scheint, schließlich ist weder die weitere Entwicklung des Corona-Virus kalkulierbar, noch sind es die Folgen der Seuche. Gleiches gilt parallel für die stetig steigende Zahl an Protesten der „Anti-Corona-Politik-Spaziergänger“ im Land. Die längst nicht mehr so friedlich sind wie noch vor wenigen Wochen.



## **Post-X-Mas – Leben in der Corona-Bubble**

Weihnachtsbäume haben ein Verfallsdatum. Spätestens in den ersten Januartagen sieht man sie jahraus jahrein zu Hunderttausenden auf den Geh- und Fahrradwegen vor den Häusern, Gärten und Parks der Hauptstadt liegen. Umgeben von allerlei Abfall und Haushaltsmüll wie fleckigen Matratzen und defekten Kühlschränken, Tüten mit gebrauchter Kleidung, kaputten Schränken und Stühlen, die achtlos am Straßenrand abgelegt werden. Einzelnen, zu zweit oder zu wilden Bergen verwelkender Tannennadeln geschichtet, warten die hinausgeworfenen Christbäume darauf, von der Berliner Stadtreinigung

eingesammelt und auf ihre letzte Reise mitgenommen zu werden.

Im Januargrau des hohen Himmels über Berlin und neben den matschigen Pappresten zu Silvester gezündeter Böller und Raketen, wirken die mattgrünen Zeugen der getrübbten, kleinen Weihnacht 2021 elend und hoffnungslos verloren. Schon immer habe ich den verrottenden Anblick entsorgter Nadelbäume mit dem Gefühl vom allzu raschen Ende guter Tage verbunden.

Ich sehe sie liegen im Straßendreck. Entdecke jeden ausgedienten Baum. Sei es beim Blick aus dem Fenster oder auf meinem Weg durch die Stadt, und leide insgeheim. Ein flüchtiger Blick nur. Ein kurzer Moment von Traurigkeit. Dann holt mich die Realität wieder ein. Das perfekte Leben – ein Konzept, das nicht aufgeht. Mit Blick auf Corona drängt diese Schlussfolgerung sich erst recht auf.

Ich erinnere mich, was sofort tiefes Unbehagen auslöst, die zwei zurückliegenden Monate waren nicht einfach. Vieles war schwer, sehr schwer, die Stimmung in der regengrauen Metropole Berlin trist und beklemmend. Ein öder Corona-Heiligabend, wegen der strengen Corona-Regeln, in mustergültig erfüllter Selbstverantwortung, ohne Ausflug oder Familienbesuch liegt hinter uns.

Allein zu zweit zu Hause waren wir uns so nah wie nie zuvor. Unfreiwillig in sozialer Isolation. Das schien richtig, anderes falsch. Das alles haben wir geschafft und, das macht tatsächlich einen bedeutenden Unterschied, schlussendlich freiwillig. Das zweite Jahr in Folge schon, wenigstens diesmal gesundheitlich in coronafreier X-Mas-For-Two-Version. Es spielt eine gewichtige Rolle,

dieses kleine Detail, darüber waren wir sehr glücklich. Aber darüber hinaus?

Was nachfolgte, war ein schlichter Rutsch ins nächste Pandemie-Jahr, in einer Art Schwebezustand zwischen Bangen und Hoffen. Wir versuchten daraus das Beste zu machen. Noch einmal Silvester in Selbst-Quarantäne zu zweit. Ich will nicht ‚nur zu zweit‘ sagen. Für mehr war kein Spielraum, Omikron schon auf dem Weg. Wir steckten fest, vereint, mitten in der Corona-Krise, in Zweisamkeit und blieben gesund, währenddessen panische Ungewissheit eine kurze Pause einlegte.

Konfrontiert mit dem Management der Silvester-Hausparty wusste jeder, was kommt und was zu tun ist. Und dennoch will auch das wiederholte Feiern zu zweit unter Corona-Bedingungen geübt sein. Wie der pünktlich zum Jahreswechsel laut, diesmal vielleicht eine Spur zu hastig, rückwärts heruntergezählte, zehn Sekunden währende Countdown. Als wenn man vordrehen könnte, was sein Tempo selbst vorgibt. Lag vielleicht am verstärkten Herzklopfen, dem die Furcht absurd albern zu wirken insgeheim zugrunde lag, oder auch am begleitenden Takt der elektronischen Beats. Zugegeben waren die in den letzten Momenten des alten Jahres nur auf Zimmerlautstärke zu hören, der unhörbaren Nachbarn wegen, in ein doch hoffentlich weniger ungewisses Neues Jahr 2022.

Dass das dritte Corona-Jahr besser werde, habe ich mir um Punkt Mitternacht umso fester gewünscht, weil da ist Angst. Angst, ohne Zukunft zu sein. Die Hoffnung stirbt dieser Tage ganz langsam. Wie auch die Freiheiten des

Einzelnen, zwangsweise. Bloß zugunsten der Sicherheit der Gemeinschaft, sagt der Staat.

Der unerfüllte Wunsch auf ein wieder freieres Leben nach Corona, das gefühlt endlose Warten auf bessere Zeiten, das Ende der Corona-Krise, es schwächt, macht müde. Lokal, Global. Allein Corona kennt scheinbar keine Deadline. Post-Corona-Zeiten sind, aus der Echtzeit betrachtet, nicht mehr als eine schöne Illusion. Der Moment ist umso wichtiger, das Heute! Zur Stunde lebe ich. Und zur Stunde bin ich gesund. Das zählt!

Nein, aufgeben, in negativen Zukunftsvorstellungen zu versinken, getragen vom teilweisen Zusammenbruch der Corona-Welt, sei keine Option, jetzt, nach der Wintersonnenwende schon mal gar nicht, bringt die uns doch das Licht zurück, erklärt die gleichmütige Freundin. Wie die Winterfinsternis werde auch das Übel Corona nicht ewig anhalten, glaubt sie. Nach Buddha sei alles veränderlich und vergänglich. Der Gedanke gefällt mir.

Ich weiß genau, dass das zurückkehrende Licht allmählich die Tage wieder länger und heller macht. So ist mir jeder Tag ein Neuanfang. Erst recht der helle Tag. Ich stehe also später auf, um bis mittags gefrühstückt zu haben. Mich danach rasch anzuziehen, das gelingt gut. Was machen mit dem zähnebligen Wintertag, der mir gehört? Und zugleich dem unsichtbaren Feind. Vielleicht trotz der allgegenwärtigen Gefahr in der Luft mal raus gehen, sich die Berliner Corona-Krisen-Realität draußen ansehen. Vielleicht mal die Distanz zum Leben verkürzen, mal den ganzen Rest-Mut zusammennehmen, um, wenn auch mit Scheu, Leben zu leben und

wahrzunehmen. Vielleicht einen Flohmarkt besuchen?  
Vielleicht, nein, muss! - Auweia!

Die Einsicht bringt mich weiter. Kurze Zeit darauf bewege ich mich im öffentlichen Raum, mit erhöhtem Tempo, weil Fahrrad fahrenderweise, auf ein Ziel zu. Das etabliert Stärke und die zählt in Corona-Zeiten doppelt. Ich vergesse alles um mich herum, konzentriere mich auf meinen Körper, meine Arme und Beine, das gleichmäßige, auf jahrzehntlange Routine schließen lassende Treten der Fahrradpedale. Und irgendwann darauf, welchen Grad an Anstrengung es mir bereit, den steilen Anlauf bis zum Gipfel der langgestreckten Brücke mit der weiten Aussicht in Richtung Alexanderplatz zu nehmen.

Vom Leben allzu lange allein gelassen, spüre ich einen coronamüden Körper, bei jeder Bewegung, versprühe mich, mit jedem Atemzug, meinen unschuldigen Genesen-Geimpft-Atem, in die blassgraue Januar-Luft. Die in den diesigen Tagen nach dem Jahreswechsel bereits früh einsetzende Ernüchterung, setzt sich beim Ankommen am selbst zu Corona-Zeiten gut besuchten Mauerpark fort. Die Stimmungslage dort ist eindeutig anders, irgendwie erloschen, verschoben in Richtung feuchtkalt.

Die Menschen im Park betrachten einander verstohlen. Das hat seinen Grund. Es ist dunstig. Der morbide Charme des Großstadtwinters, das ungemütliche Klima wird trübsinnig ernst genommen. Im Ganzen betrachtet aber eigentlich kein schlechtes Klima. Auch für die Verbreitung virenbelasteter, kleinster Tröpfchen in der Atemluft. Im Freien soll eine Ansteckung mit Covid-19 ja

eher unwahrscheinlich sein, heißt es. Genaues weiß man aber nicht.

Der Anblick spazierender Menschen, freut mich augenblicklich. Die Begegnung mit Mitmenschen. - Tut gut, so oder so, Geist und Gemüt. Sie kommen auf mich zu. Das stört mich nicht. Obgleich, mein Blick sucht vergebens nach OP- oder FFP2-Masken in den Gesichtern der Menschen.

Fast niemand trägt heute in Berlin-Mitte den sonst beim Einkaufen, in Geschäften und Restaurants unerlässlich gewordenen Mund- und Nasenschutz. Und ich sitze ja auf einem Fahrrad, bin also physisch distanziert. Das fühlt sich in Omikron-Zeiten sehr gut, nur richtig an, reduziert einerseits die Infektions-Dynamik und zugleich die Dramatik. Und meine Gedanken beunruhigen sich.

Ich sehe in fremde, winterblasse Gesichter. Die mir alle nichts sagen. Mein Blick schweift ab auf den Berliner Fernsehturm. In der Nacht regelmäßig rot blinkend, steht er jetzt gelassen und schwer in nebelverhangener Luft da. Verkörpert imposant Urbanität in Grau durch Stahl und Beton. Wie immer schon, seit über Fünfzig Jahren. Für Sekundenbruchteile vermittelt mir sein vertrauter Anblick einen selten gewordenen Moment froher Leichtigkeit. Nicht alles beim Alten, doch ein bisschen schon.

Hallo Berlin, erwählte Stadt. Ich beobachte dich, höre dich, erlebe dich. - Wir teilen Kummer, intensiv. Trotz allem, das Leben ist schön. Auch jetzt. Das gilt so für mich; ist beschlossen, auf unbestimmte Zeit, so der Vorsatz. Ich bin von jetzt auf gleich zur Optimistin geworden, in der immer schneller tickenden Zeitbombe

der Corona-Bubble. Optimisten, so heißt es, hätten mehr vom Leben.

Die Luft schmeckt nach Regen. Es könnte schlimmer sein, weiß ich, durch leicht beschlagene Brillengläser betrachtet, mit atemfeucht-weißer FFP-2-Maske im seit Einführung der Maskenpflicht gern wieder öfter pickligem Gesicht. Zum Glück ist die simple Erkenntnis verinnerlicht: Positiv sein, hilft, sich aufs Negative zu konzentrieren, hilft nicht.

Ich mag ihn, bei jedem inneren Wetter, den Flohmarkt am Mauerpark. Bei meiner Ankunft hängen dort, so wie früher, fällt mir auf, afrikanische Trommelklänge in der Luft. Ich fühle mich, ob dieser alten Normalität, dieser hoch einzustufenden Hilfestellung, psychologisch betrachtet, innerlich etwas gelöster, schließe routiniert mein Rad ab und ziehe, mittlerweile, ebenso routiniert eine frische FFP2 auf.

Am Eingang stehen größtenteils jüngere Berliner:innen und Tourist:innen, längst geübt darin, zivilisiert wartend in der Schlange zu stehen. Modisch gestylte Menschen, zweifelsohne auf der Suche nach Kurzweil in der Corona-Krise. Nach ein bisschen Konsum, Erlebnis und Glück am Wochenende. Wie beim Shoppen müssen alle in der nicht allzu oft abbreißenden Warteschlange den Kontrollposten passieren. Nur wer ein gültiges Impfzertifikat vorzeigt, darf das umzäunte Flohmarktgelände betreten.

Wie selbstverständlich ordne ich mich in die Reihe der Wartenden ein, um minutenlang in der Menschenkette zu stehen. Tick Tack. Wohl wissend, dass damit eine Zeit wachsender Geduld beginnt. Tick Tack. Wie auch, dass alles Warten irgendwann ein Ende hat. Tick Tack. Was ich

mir, uns allen, Tick Tack, wie schon gesagt und wortwörtlich stehenden Fußes erhoffe.



Wenige Meter entfernt wartet niemand, stattdessen hat man unüberhörbar Spaß ohne Ende am gemeinsamen Trommeln. Unablässig schwingen die Schallwellen verschiedener Trommeln zu uns herüber. Man ist im Takt. Und plötzlich ist das Berlin-Gefühl wieder besser, trotz nervigem Anstehen für den Flohmarkt im aufkommenden Sonnenuntergang. Irgendwie heiterer, stimmungsvoller. – Erstaunlich, wie schwer es mir fällt, mich an die merkwürdige sonntägliche Bombenstille zu gewöhnen, die seit vielen Monaten über Corona-Berlin liegt. Doch das Leben selber ist nicht zeitlos. Auch aus dem Takt geraten, geht es weit. Ohne jede Probe, selbst in

entfärbter Zeit. Später weiß ich, das war gefühlt mein hellster Moment Leben, heute.

Nur wenige Meter entfernt von den Musikern bewegt sich eine Handvoll Menschen rhythmisch im Takt der treibenden Folgen mal harter, dann wieder weicher Trommelschläge. Das dröhnende Spektakel erinnert mich im fahlen Licht der untergehenden Berliner Wintersonne unerwartet an Marrakesch. Genauer an den zentralen Marktplatz dort, den Djamaa el-Fna.

Er hat einen besonderen Klang, der Djamaa el-Fna. Auch bekannt als ‚Platz der Gaukler und Schlangenbändiger‘. Eine elementar andere Welt, ein Laboratorium des Chaos, gelegen im Schatten des imposanten Atlasgebirges und bestimmt von vielen Musikstilen, bunter Vielfalt und exotischer Lebendigkeit. Eine faszinierende Stadt, wie aus einer anderen, weit, ganz weit zurück liegenden Zeit. Ein monumental magischer Ort, der, gleichwohl weder glanzvoll noch sorgenfrei, mir dennoch den Atem verschlägt.

All diese erinnerten Eindrücke begleiten mich, als ich, eingehüllt in Berliner Nachmittagsgrau, anstehe, warte, einen nächsten Schritt, immer Schritt für Schritt, vorrücke, und atme. Bewusstes Atmen in den langen, allgegenwärtigen Warteschlangen vor Corona-Teststationen und Geschäften übe ich seit Beginn der Pandemie, also nicht wie früher nur beim Yoga, sondern jetzt auch im Alltag.

Da kommt manch anders auch in Gang: Denkbar, dass sich andere jetzt daran erinnern, früher schon in Berliner Warteschlangen Lebenszeit verbracht zu haben. Das war auch in einer anderen Zeit. Aber einer ohne Corona-

Totenstimmung. In einer anders schwierigen Zeit. Einem anderen schlechten Traum, der nur auch keiner war. (Und der im Winter 1989 endete.) Damals in einer Zeit, die noch frei war von der Notwendigkeit, der behördlich verfügten Pflicht, eine FFP2-Maske tragen zu müssen. - Scheint so als sei es an der Zeit, unsere heutige Welt ernsthaft in Augenschein zu nehmen.

Mittlerweile ist es späterer Nachmittag geworden, kurz vor der einfallenden, tristen Großstadt-Dämmerung, die Berlins gelblich brennende Gasfunzeln aus damaligen DDR-Zeiten bis heute nicht ausreichend erhellen können. Wen interessiert das? Mich! Im Dunkeln spielt das beim Fahrradfahren eine Rolle. Obwohl, man findet sich zuweilen ab. Mit dem was ist und wie es eben ist. Besser so. Manchmal. Vielleicht. - Aber gilt das auch für nicht genügend Glaube und Geborgenheit im Leben, für das unablässige Zusteuern auf die nächste globale Katastrophe, was ich nicht hoffe.

Zurück zur Warteschlange am Einlass – wäre ich nicht geboostert, stünde ich nicht hier. Glaube mir, ganz bestimmt nicht. Pass und elektronisches Impfbzertifikat per Touchscreen sind schnell vorgezeigt. Die Corona-Menschenschlange kommt überraschend flott voran. Tick Tack. Gut so. Vor Corona hat es mich nicht gestört, anderen physisch nah zu kommen. Tick Tack. Jetzt empfinde ich subtile Gefahr durch die mir aufgezwungene Nähe zu zwei hip gekleideten Typen. Die, die mit den blassen Gesichtern, die, die direkt hinter uns, meinem Freund und mir, in der Warteschlange stehen. Der mit der Brille, der großen, spricht englisch,

mit einem schweren deutschen Akzent, sein Begleiter, unverkennbar, mit britischem Dialekt.

Die Kumpel, beide unrasiert und bei genauem Hinsehen nicht mehr ganz jugendlich, freuen sich überlaut, dass auf dem Flohmarkt ‚nur‘ die 2G-Regel gilt. Na toll. Und ganz gleich wie oft ich auf Abstand gehe, sogleich rücken sie auf. Stehen mir dicht im Nacken, minutenlang, Tick Tack, atmen mich an. Abstand, Maske – doppelte Fehlanzeige!

*(Fußnote 1: Nun mag ich es aber nicht, wenn man mir in Corona-Zeiten ohne Maske auf die Pelle rückt. Drehe mich weg, so gut es geht, möchte die Luft anhalten, auf Abstand pochten. Doch was bringt es, das zu Leuten zu sagen, die kein Problembewusstsein besitzen. Die ihren sichtbar gebrauchten, verknitterten Mund- und Nasenschutz aus den Tiefen ihrer Hosen- oder Jackentasche ziehen, um ihn, kurz vor der Kontrollstation, notdürftig über Mund und Nase zurecht zu zupfen. Vermutlich eine inhaltlich im Ansatz tote Corona-Diskussion. - Danke, Bedarf gedeckt. Wie lange wird es dauern, bis jedem im Land klar ist, welchen Sinn die AHA-Formel hat?)*

*(Fußnote 2: Es gibt mehr als eine Meinung zu Corona: Für ungezählte Menschen ist es eine Zeit großer Verunsicherung, für andere hingegen eine Zeit offensiv zur Schau getragener, neuer Lässigkeit. Keine Maske aufzuziehen oder seine Maske auf Halbmaß zu tragen, entspricht wohl dem schönsten Standpunkt ‚Corona-Rebell‘, meine ich, und zwar auf Kosten des Lebens anderer!)*

*(Fußnote 3: Ein Leben ist ein Leben; Corona kein Computerspiel, in dem sich immer ein Morgen ergibt. Ein*

*zweites wirkliches Leben gibt es nicht. Niemand ist unsterblich. Was gibt es daran nicht zu verstehen? Selbst wenn dich der Gedanke heute nicht ängstigt, was, wenn einer morgen zu dir sagt: „Game over“; du musst jetzt sterben.)*

*(Fußnote 4: Soviel steht fest: Das Corona-Virus ist nicht virtuell, sondern real. Dieses Wissen macht es mithin nötig, die Rahmenbedingungen zu verändern, die sein Bestehen sichern. Behördliche Abstands- und Hygieneregeln in Warteschlangen einzuhalten, oder wo es sonst sinnvoll ist, ist dementsprechend nicht unbegründet, zumindest bis es einen funktionierenden Impfstoff gibt. Bis dahin ist es zwar lästig, aber nötig so gesehen richtige Maßnahmen und Ratschläge zu akzeptieren, um im Morgen wieder besser, normaler, ein bisschen glücklicher leben zu können, denke ich. Offensichtlich sieht das aber nicht jeder so. - Jeder sieht's für sich.)*

Doch weiter im Text: Die beiden Kontrolleure am Eingang scannen indessen routiniert von jedem der Flohmarktbesucher:innen den QR-Code des persönlichen Impfbzertifikats vom Display des Smartphones, das ihnen von seinem Besitzer entgegengehalten wird wie auch ein Personalausweis oder Reisepass zum Datenabgleich. Handy und Individuum bilden jetzt eine neue Einheit. Es liegt eine Art innere Bindung vor. Mir ist klar, das Ding, das Mobile wie es auf Englisch heißt, wird die Menschheit wohl nicht mehr los. Ganz gleich ob klein oder groß, teuer oder billig, ein Mobiltelefon, es gehört, spätestens seit Corona, zu deiner Identität und deiner Persönlichkeit als Handy-User.

Keine zehn Minuten später ist es geschafft. Unsere QR-Codes sind gescannt, geprüft und für o.k. befunden. So registriert dürfen wir passieren. Unter Einhaltung der Maskenpflicht darf man sich auf dem eingezäunten Flohmarktmarktgelände frei bewegen. Stände mit Asia Food, Pommes oder Burger, Glühwein oder Kaffee – kaum ein Wunsch bleibt offen. Für den, der solche Wünsche hat. Allein wo es um den Magen geht, bilden sich fortwährend weitere Mini-Warteschlangen.



Gegen das Angebot kulinarischen Vergnügens nimmt sich das Stöbern heute bescheiden aus. Das Gelände ist spärlich mit Ständen besetzt. Private Anbieter fehlen. Nach zwei extra langsamen Runden, ohne etwas Interessantes entdecken zu können, sind wir bereit

aufzubrechen. Knapp zwanzig Minuten Flohmarkt-Zeit. Selten, dass wir so schnell fertig waren.

Plötzlich passiert etwas worauf wir nicht gefasst waren. Und wir werden Zeugen einer beunruhigenden Szene: Wer hat gesagt, dass die Pflicht zum Tragen einer Maske niemanden mehr in Rage bringt. Denkste! Dass eine Maske sein muss, darüber informieren diverse Bild- und Wort-Hinweise vor und auf dem Flohmarktgelände. Nun hat das manch einer aber schnell wieder vergessen. Dann ist alles so wie am Anfang von Corona. Freundliche Erklärungen treffen auf unwillige Abwehr.

So wie bei dem nervös wirkenden Menschen, der, ein kleines Kind an der Hand, dem ihn informierenden Security-Mitarbeiter auszuweichen versucht. Der vor Aufregung nicht weiß, den verstört blickenden Jungen hinter sich herziehend, ob er davon gehen oder stehen bleiben soll.

Der griesgrämige Herr und Vater, ist mittelgroß, dunkelhäutig, in mittlerem Alter. Durch Hin- und Hergehen und Hakenschlagen versucht er seinen Verfolger abzuhängen, den mit der grelleuchtenden Weste. Der sich aber, das ist schließlich seine Aufgabe, nicht abschütteln lässt. Und der sich auch gar nicht abschütteln lassen will. Weder durch wilde Mimik noch durch böse Blicke und Worte. Ich höre, wie der untersetzte Mann, innerlich bebend, den an ihm klebenden Flohmarkt-Mitarbeiter mit fremdländischem Akzent anbrummt, „ob er ihn vor seinem Sohn demütigen wolle?“. Ganz so, als sei ihr Streit über die auf dem Flohmarktgelände geltende Maskenpflicht eine

private Sache zwischen zwei Männern. Nicht einfach damit umzugehen.

Dem Maskenverweigerer hilft nämlich keine noch so freundliche Erklärung. Ihm ist nicht klar zu machen, dass auch er eine Maske tragen muss. Zwar kennt er die Regel, aber sie gefällt ihm nicht. „Eh egal, alles Schwindel.“ Im Freien bräuchte er keine Maske zu tragen. Seiner Ansicht nach. Und es zeigt sich, dass für ihn nur sein eigenes Urteil zur Lage gilt. Er, nein, er unterwerfe sich dieser Regel nicht. Inakzeptabel, für ihn, der für sich Respekt fordert, der selbst entscheiden will, was er macht. Wie er leben möchte. Sein Schicksal, sein Recht, seine Freiheit.

Wozu soll die Maske gut sein, fragt er außer sich den Security-Mitarbeiter? Es schien dem Mann nicht klar zu sein, dass er mit seiner beharrlichen Weigerung, nämlich auf dem Flohmarkt selbst keinen Infektionsschutz zu tragen, zu denjenigen im Land gehört, die das Virus weiterwachsen lassen. Zum Unglück anderer. Diese Realität nicht zu akzeptieren, steigert die Corona-Gefahr. Immerhin eine, die viele große Ängste erzeugt. Jeder trägt seinen Teil dazu bei, die Gesundheit aller Menschen zu schützen. Oder auch nicht. Nur, wo bleibt da der Respekt vor der Gesundheit anderer?

Mittlerweile ist längst die Dämmerung hereingebrochen. Ich kann nicht sagen, wie diese Geschichte ausging. Den unseligen Zwist hinter uns lassend, treten wir im Stockdunkeln wenige Augenblicke später den Heimweg an. Beim Verlassen des Marktgeländes nehme ich aus dem Augenwinkel „Only Good Vibrations“ war, was auf einem bunten T-Shirt geschrieben steht, das keiner mehr kaufen will. Zu guter Letzt schielt mich noch eine schräg

stehende Postkarte mit der Aufschrift „ALLES WIRD GUT!“ an. - O.K.! - Ich frage mich nur: Wann denn?



Auf dem Heimweg denke ich nicht mehr viel. Über die früh leeren Straßen von Berlin wundere ich mich eh nicht mehr. Zu Hause ankommen, sind meine Hände eiskalt. Kurze Zeit später fängt es an zu regnen. Das stört mich nicht, habe heute nichts Großes mehr vor. Drehe die Heizung hoch, dankbar, ein Zuhause zu haben.

Es will ein netter TV-Abend werden, gefühlt lauwarm, mit der Kombination aus „Tatort“ und Sushi-Menu, letzteres gebracht vom Lieferdienst. Crossover-Konsum, muss heute mal sein. Zwei Stunden später ist auch dieser Tag schon Vergangenheit. Und die bewölkte Nacht zum Schlafen gut, die rasch zum frühen Morgen wird. Ob Deprimierendes am Anfang des vergangenen Tages

stand oder nicht: die Inzidenz von deutlich über 1000 wird bald Wirklichkeit sein. Und bleiben, bis weit in den Februar hinein, mindestens.

Tags darauf ist in Corona-Berlin die bisher schwierigste Phase der Pandemie mit einem neuen Höchstwert, dem etliche andere folgen werden, an Neuinfektionen erreicht. Nicht ganz einfach angesichts des in Berlin und überall auf der Welt explodierenden Infektionsgeschehens frei von Panik zu bleiben. Große Worte braucht es nicht bei mehr als 5,8 Millionen Corona-Todesfälle bis Mitte Februar 2022. Doch ist es eventuell an der Zeit, das große Ganze mehr im Blick zu haben, mehr zu verstehen und anders anzugehen.

Für den Fall, dass es noch jemanden interessiert: pro Jahr werden im Januar rund 350.000 Weihnachtsbäume von der Stadtreinigung in Berlin eingesammelt.



### **Kurz bevor Neuschnee fiel**

„Bitte klopfen“ steht in schwarzer Handschrift groß auf einem weißen Blatt geschrieben. Mit vier Streifen Tesafilm an den Ecken befestigt, hängt es, im Format Din-A4, in mittlerer Höhe innen an der Tür eines Second-Handladens. In plötzlichem Entschluss klopfe ich an die Tür. Es ist später Nachmittag. Berlin liegt schon seit einer Stunde wieder in fahlem Winterlicht. Durch die Glasscheibe hindurch erspähe ich das Gesicht der Verkäuferin, die gerade im hinteren Teil des kleinen Ladens steht. Ihren Namen kenne ich nicht. Aber man kennt sich, von früheren Gesprächen, über dieses und

jenes. Über die Jahreszeiten, das Wetter. Und seit zwei Jahren Jahr natürlich über Corona.

Mit wenigen, schnellen Schritten durchquert sie den Raum, öffnet die Tür, im Blick schon ein helles Erkennen. Wir begrüßen uns mit einem entspannten „Hallo, wie geht’s?“ Es ginge ihr wieder besser, antwortet sie matt lächelnd. Und ich erinnere mich an die Zeit, als die Fensterläden des kleinen Ladengeschäfts über viele Wochen hinweg geschlossen blieben.

Es hatte sie im Spätherbst erwischt. Nach ihrer ersten Corona-Impfung, der eine zweite schnell nachfolgte. Zu schnell wie sich nachher herausstellte. Anfangs waren es scheinbar harmlose rötliche Flecken im Gesicht gewesen, die sich zu nässenden Bläschen entwickelten und sich schmerzhaft ausbreiteten, über Stirn und Nase. Und die Augen. Geschwollene Lider machten das Sehen zusehends schwerer. Innerhalb kürzester Zeit. Ihr alles unerklärlich. Der erste Arzt wusste es auch nicht besser. Ihr Mann schon, als er, nachdem ihr ein Auge ganz angeschwollen war, sie kurzerhand ins Auto setzte und zur Charité fuhr. Da hatte sie sich schon sehr schlecht gefühlt. Und man hat sie auch gleich dabehalten. Wegen der ansteckenden Infektion und der Erblindungsgefahr.

Der Ausschlag von der Gürtelrose war grässlich, heilte nur langsam ab. Und rote Narben blieben im Gesicht. Mittlerweile sind sie verblasst, doch bisweilen tiefer gehende Schäden, werden ihr wohl bleiben, für immer.

Kurz nachdem ich meine schwere Einkaufstasche abgestellt habe, klopft es leise an der Ladentür. Ohne Zögern eilt die Verkäuferin zum Eingang hin. Ich sehe, es macht der Frau mit Figur und Alter ein wenig Mühe.

Doch es ist winterkalt in Berlin, da möchte keiner in der Kälte stehen und warten. Sie dreht behänd den Schlüssel um, drückt dann energisch die Türklinke herunter. Draußen vor der Tür steht eine farblose Gestalt. Sie ist allein, trägt eine FFP2-Maske im so halb verborgenen Gesicht. Ein Mensch wie viele.

Es ist eine Frau mit dunklem Haar. Mit müdem Schritt tritt sie ein, grüßt verhalten in den kaltweißen Verkaufsraum. Die Verkäuferin schließt die Tür wegen der Pflicht zur Eingangskontrolle, zwei Kund:innen gleichzeitig sind erlaubt, laut geltender Corona-Regel, hinter ihr wieder ab. Draußen bleibt die Dunkelheit des vergehenden Nachmittags. Ich schaue die Frau an, vermutlich auch eine Stammkundin aus dem Kiez. Die gerade Reihe großer Spots auf langen Metallschienen leuchtet über uns. Das Licht fällt blendend herab, klinisch hell. Es lässt die gebrauchte Kleidung auf den runden Kleiderständen bleich aussehen. Die fein schimmernden, weißfarbigen Kristalle des Schneehagels, die beim Eintreten noch auf dem schwarzen Kopftuch der Frau zu sehen waren, innerhalb weniger Sekunden schmelzen sie dahin.

Ich schaue mich kurz um. Nichts, was ich sehe, animiert mich zum Kauf. Das ist egal. Ich habe in den letzten Wochen nur noch Lebensmittel gekauft. Corona ist schlecht für die Modeindustrie. Die Frau spricht mit der Verkäuferin. Es braucht nur wenige Augenblicke und auch wir sind im Gespräch. Über Corona. Natürlich. Corona lastet auf allen, raubt jedem einzelnen die Lebensfreude. Das verbindet wie auch die traurigen Geschichten, die durch Corona entstehen. Die wollen

erzählt werden, ganz gleich, ob kleines oder großes Übel den Grund gibt.

Von Unglück und Leid durch Corona ist die Rede. Zum Beispiel von dem, der geboostert, also drei Mal geimpft, trotzdem an Corona erkrankte. Ja, sie kenne auch jemanden, der trotz Booster-Impfung Corona bekommen habe, sagt die mittelgroße Frau. Sie trägt eine verwaschen schwarze Jacke und es hängt ihr etwas Weiches an. Auch sie hatte Corona, im November, erzählt sie uns. Sie sei damit zu ihrer Schwester gegangen. Wollte ihre Kinder nicht anstecken. Seither läuft es bei ihr schlecht.

Sie sei ein ängstlicher Typ, sagt sie ohne Scheu. Habe Asthma, seit der Corona-Infektion auch Herzprobleme. Ihre Schwester habe die inzwischen auch, aber anders, außerdem Long-Covid. Die Schwester könne nichts mehr schmecken, und so weiter. Sie selbst ist froh, bekennt die Frau sanft, dass ihr das nicht passiert ist.

Die Herzprobleme, die ihr neu sind, kämen von der Corona-Infektion, habe ihr der Kardiologe gesagt. Ob die vorbei gehen, weiß der aber nicht. Alles ganz schlimm für mich, höre ich sie tonlos sagen. Wenn es ihr plötzlich schlecht gehe, was in letzter Zeit öfter passiere, dann wüsste sie gar nicht mehr, was es ist. Ob es nun die Lunge oder das Herz sei. Dann ruft sie lieber den Notarzt, und fühlt sich gleich besser. Sie weiß, allein schafft sie das alles nicht.

Mitten im Laden steht sie, auf der knappen Freifläche dort, und fährt fort, uns ihre eigene Corona-Geschichte zu erzählen. Mit großen, schwarzdunklen Augen, geschützt durch die Anonymität der Maske, die in diesem Moment dem einsamen, schmerzenden Herzen zu sprechen hilft.

Und ich ahne, die dünne Kruste, die im Inneren Wundes überdeckte, sie beginnt aufzubrechen. Und es fließt dann auch schon die Chronik ihres Leids aus ihr heraus.

Die Frau erklärt uns, sie möchte eine Gesprächstherapie machen. Das soll ja helfen können. Weil, da sei so vieles bei ihr schief gegangen. Seit Corona. Das muss man erst mal wegstecken. Sie spricht von ihren Sorgen, dem Alleinsein und Alleinbleiben. Wie traurig ihr Leben durch Corona geworden ist. Das sie keine Freude mehr hat, keine Abwechslung im Leben. Und dann ist auch noch ihre Mutter gestorben.

Die Mutter, die vielgeliebte, durfte nicht gegen Corona geimpft werden. Sie hatte doch schon den Krebs. Wegen der Chemo, die zum Schluss doch nichts mehr ausrichten konnte. Der Frau ist klar, was alles umsonst war. Die Mutter blieb allein, sie haben sie am Ende nur noch auf dem Balkon stehen gesehen. Weil man die Todkranke doch nicht gefährden wollte. Wegen Corona, sind sie nicht mehr zu ihr hingegangen. Zu Besuch. Und dann ist sie doch gestorben, keine Zeit mehr.

Sie sagt es wieder: „Ich bin ein ängstlicher Typ. Arbeite in einer Kita. Eigentlich schön. Doch da kontrollieren sie nicht, ob ein Kind wirklich geimpft ist.“ Die Eltern unterschreiben, sagt sie mit wachem Blick, dass dem so sei, aber die Kinder sagen es anders. Wenn du sie fragst, das dreijährige Mädchen fragst, ob die Mama ihr das Stäbchen in den Mund gemacht hat. Und das kleine Kind weiß genau, was du meinst. Und es sagt dann mit unverstelltem Blick „Nein“. - Und alle wüssten darüber Bescheid. Niemand sage mehr ehrlich, wie es ist. Sie weiß, in der Kita kann sie niemandem mehr vertrauen. Dass sie

das auch in ihrer Familie erlebt, die durch Corona zersplittert, dass es das nun gibt, nein, damit war nicht zu rechnen.

Kurz wird es still im Verkaufsraum. Auch ihrer Familie gibt es Corona-Leugner, eröffnet uns die Frau. Diese Leute verstehe sie nicht. Und entlarvt ihre Schwägerin als eine von denen, die sich gegen Corona nicht impfen lassen wollen. „Noch immer nicht, obwohl wir doch Omikron haben. Wo bleibt da der gesunde Menschenverstand?“, fragt sie aufgeregt in den hohen Raum hinein. Und fügt etwas leiser geworden hinzu, doch mit der Schwägerin könne man nicht reden. Deshalb gehe sie auch nicht mehr hin zu ihr.

Ob ihre Schwägerin vielleicht Angst vor der Impfung habe, frage ich die Frau. Doch die wehrt meinen Einwand mit den Worten ab: Ihre Schwägerin sei nicht ängstlich. Nein, die würde denken, dass man die Menschen durch das Impfen irgendwie gleich machen wollen würde, genetisch und so. Dass das mit Corona erfunden, alles nur ein riesengroßer Schwindel einer Machtelite zugunsten eigener Interessen sei.

Die Schwägerin glaube, sagt die Frau, es gäbe gar kein Corona, sondern das alles sei nur ein Versuch, die Menschen zu unterwerfen. Und die Schwägerin habe deshalb ihrem Sohn auch verboten, sich impfen zu lassen. Der Junge ist jetzt fast siebzehn Jahre alt, sagt die Frau und Tante. Ihr Neffe möchte sich impfen lassen, aber seine Mutter verbiete es ihm. Sie gibt ihm nicht ihre mütterliche Unterschrift für die Impferlaubnis. Der Onkel habe dem Jungen geraten, er soll zum Jugendamt gehen, die Mutter anzeigen. Und sich danach impfen lassen, das

ginge dann. Die Frau atmet tief aus und weiß, das Corona-Virus hat die Familie kaputt gemacht, und dass es bald wohl noch schlimmer kommen könnte.

Wie sie so da steht, die fremde Frau und sich und uns bedauert, vergisst sie ganz, dass sie sich eigentlich ein bisschen umschauchen wollte; einen kurzen Moment nur ablenken wollte von all dem, was sie gerade bedrückt und auf ihr lastet. Da möchte man auf sie zugehen, in den Arm nehmen, sie trösten. Doch man soll Abstand halten, und tut es auch. Äußerlich, innerlich nicht. Nur was sagen, wenn trocken gewordene Traurigkeit den anderen langsam erstickt?

Die Verkäuferin hört der bedrückten Kundin stumm zu, nicht ohne Anteil zu nehmen. Ein ungläubiger Blick, ein bestürztes Stirnrunzeln, nur mehr dazu sagen, Worte finden, die Trost spenden, die der Frau ihre Sorgen nehmen wie auch die eigene Leere füllen könnten, finden nicht den Weg über ihre die Lippen. Auch bei mir nicht. Ich sage nichts, denke an die Ereignisse in meinem Leben seit Ausbruch der Corona-Pandemie - zu viele Gedanken schwirren mir jäh im Kopf herum. Am Schluss unserer gemeinsamen Zeit ist da das eigenartig wissende Gefühl, dass der Kummer der Frau auch uns betrifft. „Tja, alles sehr schwierig gerade, für alle. Aber schon bald kommt der Frühling. Noch zwei Monate, dann wird es wieder besser werden, bestimmt!“ Der Gedanke der Verkäuferin erschließt sich mir in Anbetracht der Natur der Dinge als keineswegs banal. Und er gibt Aussicht auf Hoffnung. Jedenfalls lassen wir uns darauf ein, nehmen ihn alle drei an diesem Abend gern mit, jeder mit zu sich.

Die Verkäuferin, die hinter dem Kassentresen gesessen hatte, verkündet im langsamen Aufstehen, die leise tickende Uhr an der weißen Wand neben ihr fest im Blick, sie werde den Laden gleich schließen. Die Frau und ich verlassen dann ohne lange zu zögern das Geschäft. Als wir aus der Ladentür auf die Straße treten, schneit es. Wir verabschieden uns, sofort, aber in dem Wissen, dass es keiner weiteren Worte bedarf, und gehen, im Herzen nah, ohne uns noch einmal in die Augen geschaut zu haben, in entgegengesetzter Richtung davon.



Wenige Augenblicke später ist alles um mich herum weiß. Wie zwei Zentimeter Neuschnee das Lebensgefühl verändern. Magisch, diese weiße Energie. Dass es bis zum Schluss nicht mehr an der Ladentür geklopft, sich erst beim Verlassen des Ladens die Tür wieder geöffnet hatte,

realisiere erst ich erst, als ich zu Hause angekommen bin.  
Und ein neuer Abend beginnt, dem ein weiter Morgen  
folgt.



Nicht aber so der eine Tag gegen Ende Januar. Das war ein nasskalter Wintertag, grau und düster, innen und außen, wie schon die Tage davor. In den Häuserschluchten piff der Wind. Es hörte sich unheimlich an. Keine schöne Zeit.

Aber, es ist alles relativ. Schneller als geglaubt, kann eine unsägliche Leerstelle aus einem harmlos geglaubten Tag eines zeitlich begrenzten Lebens verschwinden. Etwa in dem Moment, wo etwas geschieht. Etwas, das einem das innere Vakuum füllt. Etwas, womit man nicht gerechnet hat. Ob man darauf gewartet hat oder nicht.

Worauf wartet der, der zwischen Berlin-Reinickendorf und Friedrichshain-Kreuzberg wohnt – und vor allem, wenn der Aktivitätsradius des eigenen Lebens unnormal geschrumpft ist? So sehr, dass er sich im Pandemie-Jahr Nummer 3 auf die gemieteten vier Wände verdichtet hat. Das ist so, wenn man viele Monate zu Hause bleibt, quasi auf der vierten Etage stehen bleibt, von gelegentlichen Besorgungen abgesehen, und innerlich verstimmt beim Einkaufen zwei Meter Abstand hält, zu den hustenden und niesenden Mitmenschen aus aller Herren Länder, um sich nicht mit dem Omikron-Virus anzustecken.

Der Covid-19-Sturm wütet ohne Unterlass über der Welt. Es wird immer schlimmer, mit den Corona-Zahlen, speziell in Berlin, wo die Präsenzpflcht an den Schulen des Landes bis Ende Februar ausgesetzt wurde, heißt es in den Medien. Selbst die dreimal geimpft sind, den Booster-Status haben, stecken sich gerade häufig an. Dem Virus ausgeliefert zu sein, das ist keine Frage. Es regiert die Strategie der Furcht.

Nein, ich möchte sagen, ich bin kein ängstlicher Typ, aber Covid-19 ist keine harmlose Erkrankung. Solche eine Infektion auszuhalten, soviel ist sicher, kann ein Kraftakt sein, einen Wendepunkt im Leben bedeuten. – Wenn das Virus dann nachlegt, alptraumgleich, mit dem „Post-Covid-19-Syndrom“. Danach wollen weder Geist noch Körper erneut gegen Corona antreten.

Wie schon gesagt: Dann auch noch Winter, im Januar. Der Tag war noch schwach nachmittagshell. Vielleicht so gegen drei Uhr plus. Die Sonne stand irgendwo hinter Wolken, nicht zu sehen. Eine weiße Katze durchstreifte den Hinterhof. Allein in der Pandemie. Der Freund weit weg in Köln würde bald Geburtstag haben. Wie wäre es, ihn zu überraschen?

Der Gedanke, ihm ein Geschenk zu senden, besaß etwas Belebendes. Ich erinnerte mich an seine Vorliebe für Zartbitterschokolade und spannende Reisebücher. Und zugleich an die alten Magazine und Zeitschriften, die unter meinem Schreibtisch lagen. Die, die seit Wochen entsorgt werden wollten, wozu bisher die nötige Energie gefehlt hatte, jetzt war der Moment gekommen. Kurzerhand packte ich den verstaubten Stapel Altpapier zusammen, steckte alles unbesehen in einen hellblauen Rucksack, zog mir eine schwarze Daunenjacke über und verließ guten Willens die Wohnung.

Es war ein Zufall. Dass der Mensch mit dem grünen Parka, der grauen Mütze und dem dunkelbraunen Schal das leere Päckchen nicht in den Altpapiercontainer geschmissen, sondern auf dem kleinen Kartonberg abgelegt hatte, der sich daneben auftürmte. So schnell wie die Gestalt mit Maske über den Parkplatz des

Einkaufcenters gekommen war, verschwand sie auch wieder. Der von dem Unbekannten abgelegte Karton gefiel mir. Er hatte genau die Verpackungsgröße, die ich mir für das Geburtstagspäckchen vorgestellt hatte. Ich zögerte nicht lange, streckte die Hand aus und griff ihn mir.

Wieder zu Hause angekommen, entfernte ich den alten Paketaufkleber. Als Mensch, der seine Privatsphäre schätzt, und um diese zu wahren, käme mir nie in den Sinn, einen gebrauchten Paketaufkleber nicht zu entfernen, bevor die leere Schachtel im Altpapier landet. Ich mag es eben nicht, dass mein Name, meine Adresse, die des Absenders einem Fremden bekannt werden. Oder soll ich sagen, in die Hände fallen – weiß man doch nicht, was die Leute mit solchen Informationen anfangen. Böse Überraschungen braucht kein Mensch. Schon gar nicht in Zeiten der Corona-Pandemie.

Es war ein Hermes Privatservice Paketschein. Genauer ein selbst ausgedruckter Online-Versandschein in Größe DIN-A5. Der schwarzweiße Ausdruck wirkte wetterfest, war von tiefschwarzer Farbe und deutlich zu lesen. Ich zog an einer Seite den ersten von insgesamt vier transparenten Klebestreifen ab und wurde mir sofort seines schwachen Klebeeffekts auf der hellbraunen Pappe des Päckchens bewusst. Die drei restlichen Klebestreifen ließen sich ebenso leicht entfernen wie der erste. Bemerkenswert war, dass zart unter dem Weiß des Versandscheins eine schwarze Handschrift durchschimmerte.

Ich drehte den Paketschein um und war einen kurzen Moment überrascht. Dass die Rückseite handschriftlich

beschrieben war, hatte etwas Aufregendes an sich. Ein Einkaufszettel war es nicht, sondern dem ersten Eindruck nach etwas von Belang. Dafür sprach das Aussehen des Textes wie auch der gut lesbaren Schreibschrift. Mit feiner Kugelschreiberspitze geschriebenen, drang aus den Worten subtil der Herzschlag eines Menschen hervor, der offenbar eine Herzensangelegenheit mitzuteilen hatte.

Der Text schien nicht direkt geplant, aber fraglos mit Bedacht verfasst worden zu sein. So sauber und strukturiert wie er sich erwies, ohne Stockungen im Schreibfuß, entsprang dem Geschriebenen optisch eine gedankliche Ordnung und Zielstrebigkeit. Links und rechts des Blattes war ein Seitenrand gelassen worden, der an der rechten Seite etwas größer ausfiel als an der linken. Gleichsam offen gelassen für das, was in der Zukunft noch kommen würde.

Ich überlegte, welches Naturell sich wohl hinter der charaktervollen Handschrift verbergen könnte, die auf eine stabile Persönlichkeit mit Willenskraft schließen ließ. Dafür sprach einerseits die Größe der Buchstaben, die sich weder groß noch klein zeigte. Obendrein wiederholten sich die Abstände zwischen den Wörtern im gleichen Rhythmus, die weder eng zusammenstehend noch allzu groß waren. Und auch die Buchstaben stellten sich nicht auffallend rund oder eckig in den Blick. Allem Anschein nach hatte die fremde Schrift von allem nicht zu viel, aber auch nicht zu wenig. Allerdings waren da kleine Akzente im Schriftbild, die mich doch etwas irritierten.

Ein vertiefender Blick zeigte Auffälligkeiten, die das Wesen und die Wirkung der Schriftzüge nicht mehr ganz so durchschnittlich und ausgewogen erscheinen ließen.

Es war vor allem die starke Haltung mit der die Buchstaben „i“, „p“ und „f“ sowie das „g“ geschrieben worden waren. Genauer betrachtet ragten deren Oberlängen sehr steil auf. Genauso auffällig waren die Unterlängen, die lang und spitz zuliefen. Vornehmlich das kleine „g“ zeigte allerhand Varianten. In geschlossener Form und mit langer, kantig-scharfer Strichführung geschrieben, erinnerte es mich unvermittelt an eine Art Hacke wie sie zum Lockern schwerer Böden eingesetzt wird. Und ich begriff, die Handschrift zeigte mir gleichsam Zähne.

Ich war mir sicher, in der Summe ihrer Merkmale drückte die Schrift buchstäblich ein Selbstgefühl aus, dem Widerstand und kontrollierte Aggression nicht fremd waren wie auch Furcht. Dem entsprach, dass das lebendige Schriftbild sich im Ganzen betrachtet optisch höflich, wiewohl nicht gerade ansprechend ausnahm.

In jedem Fall war es wohl eine ältere Handschrift, die, letztlich gedrunken und unruhig, wie der Überbringer einer traurigen Botschaft wirkte. Ich war neugierig darauf zu erfahren, was genau auf dem Zettel geschrieben stand. Dass die vierzehn kurzen Satzreihen, von einem Vater in Sorge stammten, ergab sich gleich am Anfang.

Auf dem Zettel stand geschrieben:

„Ich bin heute um 3:30 aufgewacht und nicht wieder eingeschlafen vor Sorge um Leos Gesundheit. Ich muß nun meinem Herzen unbedingt Luft machen. Ich schreibe Dir weil ich Angst habe etwas zu sagen was ich später bereuen würde. Anita ich verstehe Dich einfach

nicht mehr was Deine abwartende Haltung zu Leos Impfung angeht. Ich dachte in unserem letzten längeren Gespräch hättest Du eingesehen, daß

Eine Impfung kommen wird, mit Impfpflicht oder auch ohne Pflicht. Seit 1 Woche warte ich darauf, daß Du nun grünes Licht gibst. Und Leo wartet auch darauf, daß wir uns einig werden. Aber nachdem Du gestern auf dem Weg in den Sportpark etwas von „Keine Eile“ erzählt hast, ist mir klar geworden daß ich wohl noch weitere Schlaflose Nächte in Sorge um Leos Wohl haben werde. Liebe Anita, ich möchte Sir sagen, daß Du mit Deiner zögerlichen,“

Ohne dass ich darauf vorbereitet gewesen war, brach der Gedankengang mitten im Satz ab. Doch wie konnte es sein, dass die Mitteilung an Leos Mutter, an dieser spannenden Stelle, noch dazu hinter einem stark gesetzten Komma, so abrupt endete? Meine Augen prüften den unteren Rand des Druckerpapiers, der eine leicht wellenförmige Schnittkante offenbarte. Ich erkannte außerdem, ursprünglich musste das gesamte Blatt genutzt oder zumindest mehr als die Hälfte der einstigen DIN-A4-Seite mit Text gefüllt gewesen sein, da das Ende des Blattes Überreste einer abgeschnittenen, oberen Buchstabenreihe darbot, was auf wenigstens eine weitere geschriebene Zeile hindeutete.

Als aber die bislang frei gebliebene Rückseite mit dem Paketscheins bedruckt war, wurde das Blatt Papier offenkundig mit einer Schere in zwei Hälften zerteilt. Das Schreibblatt war also, wohl um Papier zu sparen, doppelt verwendet worden. Indem am Ende ein Teil des Blattes

entfernt wurde, ging auch ein Teil des geschriebenen Inhalts verloren. Gern hätte ich über die Grübeleien von Leos Vater mehr erfahren. Die Gewissheit, nur mehr das Fragment seines Textentwurfs in Händen zu halten, fühlte sich sonderbar an. Beinahe tragisch.

Ich hatte den Kopf voll mit unterschiedlichen Gedanken, die einerseits dem ausgelösten Gefühl nachfolgten, andererseits um das zweigeteilte Blatt kreisten. Gänzlich unerwartet stellte sich mir, an dem anfangs als inhaltslos imaginierten Corona-Tag im Januar 2022, das Bild zweier sich gegenüberstehender Welten ein. Genauer, das Denken zweier getrennter Elternteile, juristisch formuliert, die sich offensichtlich nicht einig wurden: eines namentlich unbekannt bleibenden Vaters, der befürchtete etwas Wichtiges zu versäumen, in der Zeit, wo nichts geschieht. Und einer Mutter, die es aushielt, wegen des möglichen Impfrisikos, mit der Gefahr einer Corona-Infektion ihres Sohns zu leben.

Wie konnte es sein, dass ich nach dem Lesen der wenigen Zeilen unwillkürlich drei Menschen Mitgefühl entgegenbrachte, die ich nie kennengelernt hatte? – Aber, so erscheint es mir, durchgetränkt von vielfältigen Ängsten eines zusehends irren Corona-Lebens, ist eine schmerzliche Unruhe im Inneren der Menschen entstanden; die man einfach versteht, angefüllt mit belastenden Stunden, die bisweilen überfordern, was ebenfalls verbindet. - Das ist es eben auch, was weltweit die ersten Tage im Neuen Jahr füllte. Das nebenbei gesagt, dem chinesischen Kalender nach, im Zeichen des Wassertigers steht, womit Mut, Abenteuer, Optimismus,

Durchsetzungskraft und Risikobereitschaft einhergehen sollen.

Man kann sich streiten, und es wurde bereits intensiv gestritten, ob das Impfen mit mRNA-Impfstoffen, die Gesundheit schützt oder nicht. Es scheint, wenn eines Tages die Corona-Tortur tatsächlich hinter uns liegt, werden nicht wenige bezeugen können, zeitweilig gefürchtet zu haben, verrückt zu werden, vor Sorge, Angst oder aus Panik wie die Umstände lagen. - Doch da half nichts, wird nachher gesagt werden, außer tunlichst nichts falsch zu machen.

Die zugelassenen mRNA-Impfstoffe waren unerprobt. Das Omikron-Virus zeigte sich tückisch. Das alles galt es auszuhalten. Damit war schwer fertig zu werden. - Und das macht jeder dann nach seiner Art: Während Leos Vater die scheinbar falsche Wahlmöglichkeit schlaflose Nächte bereitete, ließ Anita, Leos Mutter, es offen. Bleibt zu hoffen, dass sie sich später einigen konnten.

Ob der auf der Rückseite des Paketscheins gefundene Zettel wirklich jemals in Reinschrift versendet wurde, bleibt offen. Geradeso wie die Frage dieser Tage: Wann kommen wir zurück ins Leben – mit wieder mehr Kontakt mit der Außenwelt. Und dem vor geraumer Zeit verloren gegangenen Gefühl, glücklich zu sein. Übrigens war das Geburtstagspäckchen bereits am nächsten Morgen verschickt, da kam nichts dazwischen.



## **Eine Frage der Zeit**

Wenn ich an Berlin im Februar 2022 denke, dann denke ich an die vielen Lichter in den Wohnungsfenstern, eine glühende Corona-Warn-App, die roten Indikatoren der Berliner Corona-Ampel, an über 4220 Todesfälle, den Wegfall kostenloser PCR-Tests seit dem 12. Februar, an überlastete Gesundheitsämter, neue Höchststände bei den Ansteckungszahlen, an eine unklare Pandemie-Politik, an sich mehrende Rufe nach einem Öffnungsplan, an den Arbeitskräftemangel, an Diskussionen über eine berufsbezogene Impfpflicht, an Tipps zur häuslichen Quarantäne, an sage und schreibe ganze elf landeseigene Testzentren für einen kostenlosen PCR-Test nach einem

positiven Antigen-Schnelltest, mit davor meterlangen Warteschlangen in nasser Winter-Kälte, an fehlende PCR-Testkapazitäten und an eine nicht funktionierende Kontaktverfolgung, an das Warten auf den Höhepunkt der Omikron-Welle, einen neuen Impf-Drive-in im Bezirk Lichtenberg und zahlreiche Diskussionen über Corona-Lockerungen trotz steigender Omikron-Wand, an die 2G-Regel für den Einzelhandel, in Museen und Bibliotheken, an die Impfgegner-Quote, Anti-Corona-Maßnahmen und an Montagsspaziergänge mehrerer hundert Menschen beispielsweise unter dem Motto „Tegel steht auf“, an die Omikron-Untervariante BA.2, an täglich aktualisierte Zahlen zu Neuinfektionen in der Berliner Impfstatistik und die Sieben-Tage-Inzidenz, an den neuen Impfstoff von Novavax, stetig steigende Benzin- und Gaspreise, an Klimaaktivist:innen, die die A 100 blockieren und sich auf einer Zufahrtstraße zum Flughafen BER festkleben, an steigende Mindestlöhne, an den Corona-Impfstart in Apotheken, an schwere Sturmtiefs mit Orkan-Niveau und zahlreiche Sturmschäden, an die Menschenketten antifaschistischer Gegendemonstrant:innen, die sich gewaltbereiten Verschwörungsideologen und Corona-Leugnern entgegen stellen.

Und ich denke an Wladimir Putins Einmarsch in die Ukraine am 24. Februar, an Demos vor der russischen Botschaft und dem Brandenburger Tor, die Freischaltung des Starlink-Satelliten-Internetdienstes in der Ukraine, an EU-Sanktionen gegen Russland und den historischen EU-Beschluss, erstmals Waffenlieferungen zu finanzieren, die erste Sonntagsdebatte im Deutschen Bundestag, an die Ankunft erster Kriegsflüchtlinge in Berlin, den

entschlossenen Kampf der Ukraine gegen die russische Invasion, an die Großdemonstration unter dem Motto „Stoppt den Krieg – Frieden für die Ukraine und ganz Europa“ rund um die Straße des 17. Juni, an einen Ex-Bundeskanzler ohne Anstand, an Ufer-Rodungen im Norden der Hauptstadt für den Umbau der Panke und an die Aussicht, dass Anfang März die Berliner Clubszene neu starten kann. - War das schon alles? Keineswegs. Da war noch mehr, vieles andere mehr, an das ich mich erinnere.

Und ich denke an nicht enden wollenden Nieselregen, an ungewohnt frühlinghafte Tage im Februar, an die für den Monat zu warmen Temperaturen, an Amselgesang, an im Übermaß Lebenszeit verbrauchendes Binge-Watching beziehungsweise TV-Serien-Marathons, an das langsam wiederkehrende Licht, erschöpfte Menschen in schlechter geistiger und mentaler Verfassung, so wie kurz vor einem Massen-Burn-Out, und, ja, natürlich, auch an die 72. Berlinale, die, wo die 2G-Plus-Regel mit Masken- und Testpflicht galt, die, unter solch heiklen Umständen coronablass, längst in der Vergangenheit versunken ist.

Es sollte 2022 wieder Berlinale sein, trotz Infektionszahlen in Rekordhöhe. Freilich bietet die filmische Welt aus Sicht manch eines Kinogängers seit Monaten kein schönes Unterhaltungserlebnis mehr. Ist es im Kino doch fast so wie draußen. Allein, mit Maske ins Kino gehen zu müssen, als Gruppe getrennt zu sitzen, unter Einhaltung der Abstandsregeln, das machte vielen keinen Spaß. Da werde sich der Mensch ja erst so richtig bewusst, dass er da draußen eine Pandemie hat. - Klingt in manchen Ohren aberwitzig, ist aber nicht lustig, weil von der Frau

mit den blauen Haaren tatsächlich ernst gemeint. Doch bei der Berlinale, da will sie natürlich wieder dabei sein. „Nüschts wie hin!“ - Weiß Gott wie sie es geschafft hat, sich Online ein Berlinale-Ticket zu sichern.

Jetzt, wo die Corona-Inzidenz in Berlin langsam sinkt, ein Kinobesuch wieder vertretbar scheint, steigt bei vielen Leuten wieder - wem bliebe das unverständlich - die Sehnsucht nach visueller Ablenkung, speziell nach dem intensiven Seherlebnis vor der großen Kinoleinwand. Lieber effektvolle Kino-Illusion statt Corona-Krise, heißt mithin das Motto der Stunde. Ebenso wie: „Wird schon gut gehen!“

Auf einmal driften die Gedanken in die Vergangenheit: Früher, vor Corona, das heißt: vor März 2020, ließen teuer inszenierte Naturkatastrophen die Welt öfter mal erlebnisstark untergehen. Gefesselt von der perfekt inszenierten Naturkraft, fragte sich kaum ein Zuschauer nach den Ursachen, warum die Welt, die auf Zelluloid gebannt, zusammenbrach. Zuweilen nutzte sich die Vorstellung vom Ende der Welt auch ab. Letztlich fühlte man sich als Zuschauer glücklich, der zerstörerischen Gewalt der Natur oder der Endzeit, lediglich im Kinosaal zu begegnen. Das ist nun anders, die weltweite Bedrohung durch das Corona-Virus ist real.

Doch zurück zum Film-Festival: Es wurde eine Berlinale unter strengen Corona-Regeln, mit halb leeren Kinosälen, und was Wunder, wenig Festival-Stimmung, einem Programm ohne Knalleffekt und wie es schien von schwindender Bedeutung. Corona behielt das Übergewicht. Das cineastische Großereignis in Pandemie-Zeiten, geplant als „Zeichen der Hoffnung“,

dem Glauben der Kulturpolitik nach, es endete ohne eindrucksvolles Star- und Sternchenaufgebot und ohne Glamour. Doch ein großes Unglück war das nicht. Unabhängig von jedweder Frage zu Pragmatismus oder Realitätssinn, war es ein Schritt, ein sachlich-nüchterner, auf dem Weg zurück zum Guten vom Alten: Der im positiven Sinn gelebte Wunschtraum vom kulturellen Neustart in Berlin und dem Wiederbeginn eines gesellschaftlichen Lebens, mit einem neuen Verständnis vom vorsichtigen Leben mit Corona.

Als Kind hat man viele Träume, auch farbige Tagträume, kleine wie große, bessere wie schlechtere, glaubt an den lieben Gott, was sich nicht selten über die Zeit verliert. Und man hat die Kraft der Hoffnung, die einem Heimat ist und nach Möglichkeit zum Prinzip wird. Das bisweilen zu helfen vermag, gegen die Lebensangst. Auch ist da Fantasie, die, grenzenlos, alles ermöglicht und erlaubt.

Damals habe ich viel geträumt und gern gespielt, mit Spielkarten, Bauklötzen, Puppen, Autos und Puzzle gelegt. Auch Abenteuer in Feld und Wald standen hoch im Kurs. An die Vielfalt der freien Natur in meiner Kindheit und Jugend erinnere ich mich noch gut. Ich trauere um jede Blume, jeden Frosch und Teichmolch, die nicht mehr rund um heutige Seelandschaften zu finden sind. Daran hing das junge Herz. Das früh einsehen musste: Abschiednehmen gehört zum Leben. - Ach, das erinnert mich an einen Artikel, der an einem der frühen Tage im Monat das Austrocknen der Berliner Teiche thematisiert hat. Schade, ist auch das und auch kein schöner Anblick.

An die ziemlich heitere Zeit früher Kindertage erinnern mich nach über vierzig Jahren die alten Parkanlagen, Denkmäler und allerlei bauliche Überreste in der Hauptstadt. Für mich konkurrieren sie nicht mit der unattraktiven Atmosphäre aus Glas, Stahl und Beton im scharfen Hochformat, die insbesondere die neue Berliner Mitte rund um den Potsdamer Platz dominiert. Warum darf so gebaut werden? Die Frage muss erlaubt sein. - Wie konnte einer glauben, dass Menschen sich in diesem Viertel mit unangenehmer Wirkung jemals wohl fühlen könnten? Erscheint die ästhetisch globalisierte Potsdamer Platz-Architektur doch wie eine Parodie auf die Kreativität und Menschlichkeit der geschichtsträchtigen Weltstadt mit „Herz und Schnauze“.

Eisig und rau pfeift der Februar-Wind durch seelenlose Straßenschluchten. Nichts, was den trüben Blick aufheitern könnte. Gefühlte Endzeitstimmung. Verschwendeter Lebensraum. Ich suche Deckung, dicht gedrückt an eine kaltglatte Hauswand. Bleiernes Warten auf mehr Licht, Wärme, Leben und eben auch mehr Freude und wieder mehr Mut, mehr Fantasie, die Welt mit positiven Zukunftsideen zu verändern.

Dieser verlorene, von Menschen verlassene, gleichsam tote Ort gefällt mir nicht. Allein urbane Seelenlosigkeit und städtische Anonymität, sind hier zu finden. Nein, meine Sehnsucht wird hier nicht erfüllt. Niemals. Da hilft kein bester Film aller Zeiten, kein Blitzlichtgewitter, kein noch so roter Teppich, mir das Einförmige, das Hässliche schön zu machen.

Ich verlasse den Unort, gehe langsam durch weniger identitätslose Gegenden von Berlin, sehe in durch FFP2-

Masken halb verdeckte Gesichter, schaue in glanzlose Augen, erblicke uniform gekleidete Menschen, die in ihren dicken, dunklen Jacken durch die traurige Zeit hasten. Vor einer Corona-Teststation sehe ich Frauen und Männer. Dicht an dicht stehen sie, die ängstlichen Menschen, in der langen Warteschlange, die sich bisweilen wütend zeigen, was allgemeine Aufmerksamkeit erregt. Für einen kostenlosen PCR-Test, der allein Gewissheit schafft, stehen sie, und das nicht nur gefühlt, stundenlang in der Winterkälte.

Dann führt mich mein Weg weiter durch den Ortsteil Mitte, bis zum Dorotheenstädtischen Friedhof. Wo viele Berühmtheiten liegen, die das Leben und Sterben bereits erfolgreich erledigt haben. Als ich weiter gehe, denke ich an den Osten Europas, sehe im Geiste ein klares Bild der Gräuel des Krieges, des einen autoritären Mannes, der dabei ist, den Weltfrieden zu sprengen, und ich empfinde Wehmut, da sich mir mit jedem Schritt der Weg zu Schmerz und Sterben vor Augen stellt. Da gehe ich noch weiter, stundenlang, bis zum Waldfriedhof Zehlendorf. Ich schaue mich um, lass mich ein, und kann auf einmal doch wieder ans Leben denken.

Wo ich gehe, wo ich stehe, höre ich aus gerade wiedererwachenden Büschen und Sträuchern aufgeregte-zänkisches Sperlingsgezwitscher. Vernehme deren nachbarschaftliches Lärmen, einem vielstimmigen Orakel gleich, die, einzeln betrachtet, nie allein sind, wie es heute so viele Traurige sind. Es sind unter diesen misslichen Umständen die Jungen wie die Alten. So allein, wird der Mensch stumm in Corona-Zeiten. Und ertrinkt womöglich in der neuen Einsamkeitswelle.



Ich denke an die und den, dies und das, kehre schließlich zurück zur Mitte, über Friedenau. Einen kurzen Moment lang kommt mir auf dem Künstlerfriedhof der früher empfundene Reiz der Berlinale in den Sinn, als ich Marlenes Grabstelle betrachte. - Glitzernde Roben, rote Lippen noch dazu, damals wie heute, also alles fast wie immer, und doch „Under Corona“ von allem zu wenig, zu wenig Farbe, zu wenig Helligkeit, zu wenig Weite für einen ganzen Lebenstag in der Corona-Blase.

Für die Weite, muss der Blick jetzt nach oben gehen, in den Himmel. In den unendlichen Himmel über Berlin. Der heute wieder Nieselregengrau ist. Heute habe ich in ihm Möwen kreisen sehen, Möwen über der Badstraße. Sie kreisten über einem mit hohen Bäumen bestellten Dachgarten und ich habe mich gefragt, was die geschickten Räuber gerade dort suchen.



Und plötzlich stehe ich vor der anders schönen Welt der East Side Gallery, der Verkehr rauscht an mir vorbei. Mehr Nachdenken hier als nur Mauerüberreste gucken. Die farbigen Themenwelten machen vieles sichtbar, lassen mich für Minuten das grau in grau vergessen.

Ich gehe weiter. Entlang des nahen Flussufers. Leise fließt die Spree. Trägt mich in Gedanken weiter. Fange in meiner Vorstellung an zu fliegen, mach es gleichsam den Möwen nach, bis zum Großen Tiergarten. Nicht mehr lange, dann werden in Berlin wieder die Kastanien und der Flieder blühen.

Und dann spaziere ich mit großen Schritten durch den grünen Park. Atme Geschichte und tief durch, unter alten Bäumen. Ein Moment des Glücks. Der Goldene Engel zieht schon von Fern meinen Blick auf sich. Wenn ich ihn sehe, muss ich immer an den einen Film denken. Und an

Damiel, und an Cassiel, wie beide aufmerksam im hohen Himmel über Berlin sitzen oder stehen, da oben bei der glanzvollen „Goldelse“. Und mit ihr, der siegreichen Viktoria mit goldenem Lorbeerkranz, auf eine schwarzweiße Welt hinunterschauen, die den Menschen eine bunte ist. Bis gestern noch war. - Wie es morgen sein wird, wissen wir heute noch nicht.

Ob Engel immer noch Streifzüge unternehmen, frag ich mich, durch die für alle in der Corona-Zeit farblos gewordenen Stadt. Ungewiss. Das Berlin, das heute einem von da oben wie in bleigrauen Tiefen gestrandet zu Füßen liegt, ist ein anderes, während immer dramatischer steigende Inzidenzzahlen dem Leben unter Corona, dem sozusagen fortwährenden Untergang im Alltag, ein reales Gesicht geben. Was die schlaun Elstern, deren krächzendes "Gekeckere" zu Berlin gehört, nicht weiter interessiert. Startet doch der Rabenvogel dieser Tage mit dem Nesterbau, den er gern in hohen Pappeln beginnt.

Ich erinnere mich nun, an einen meiner ersten Besuche in der damals frisch eröffneten Mauer-Stadt. Beim Blick aus dem kleinen Berliner Hotelfenster, der hohe Himmel über dem Osten von Deutschland – der war so schön. Ich habe ihn mitgenommen, in den Westen und nicht mehr vergessen können, bis heute nicht. Immer wieder musste ich an die lichte Höhe denken, die ganz weit oben schwebenden Wolken, das helle Grau in der Stratosphäre, unvergessen. Wie ein Versprechen, dass man sich wiedersieht. Es hat gedauert, über zwanzig Jahre. Nein, keinen Koffer habe ich hier stehen, stattdessen einen Schrank, seit geraumer Zeit, nicht allzu weit entfernt vom Großen Stern mit Siegestsäule.

So viele Erinnerungen, alte, neue, gute, schlechte. - Wie werden wir wohl später über die Jahre der Corona-Krise sprechen? Wird die Bilanz dieser Zeit mehr sein als eine Liste der Einschränkungen und nicht gelebter Chancen, der aufgeschobenen Wünsche und Freuden, der fehlenden Erfolge, deren Liste parallel über die allzu langanhaltende Pandemie-Zeit immer länger wurde? - Die vom Virus gestohlene Lebenszeit, die kaum oder auch gar keinen Raum lies, etwa um Altes zu bewahren oder Neues zu realisieren, empfindet jeder anders.

Keine Angst, das wird schon wieder, sagt der mit Hoffnung. Wer bisher mit der Strategie „Ziele setzen, Selbstdisziplin, Pläne schmieden und Impulskontrolle“ erfolgreich war, der Beziehungen zu Bekannten und Freunden, den Kontakt zur Familie aufrechterhalten konnte, der unterwegs war, der Partys und gesellige Treffen, Theaterveranstaltungen, Kneipen und Konzerte wie vor der Pandemie besuchte, ja, der konnte sich wohlmöglich eine Art gutes Lebensgefühl trotz Corona-Krise weitestgehend erhalten. Je nachdem aber ...

Denn, der allzu Furchtlose, der nicht stumm leiden wollte, der nicht glaubte, krank zu werden, ist wohlmöglich mitverantwortlich für die Verbreitung der Virusvariante Omikron. Kontakte auf das nötigste zu beschränken galt denen mit Bewusstheit für Selbstverantwortung als Devise im Sinne des Gemeinwohls, auch wenn das keinem gefiel. Danach gehandelt haben offensichtlich zu wenige – die Inzidenzzahlen steigen bis Mitte Februar 2022 stetig. Lange war der erwartete Scheitelpunkt nicht erreicht.

Ich erinnere mich genau, ich ging durch den ungewohnt licht vor sich hin dämmernden Nachmittag, es war der 15. Februar, da plötzlich hörte ich das erste Vogelzwitschern. Es war der melodische, lange nicht mehr vernommene, flötende Gesang einer Amsel, der meinen Ohren schmeichelte. Der Frühling kündigt sich im späten Winter an, war mein erster Gedanke. - Oh, wie wunderbar! Und dass sich die Dämmerung bald gegen 18 Uhr verschieben würde.

Ich blieb stehen und schaute mich suchend um, das lockende, neu erwachte Leben auszuspähen. Es war mir in dem Moment wie ein Vorbote auf das nahende Ende des unter Corona monatelang eingeübten Verzichts sowie der notwendigen, sozial enthaltsamen Lebensweise. Doch der Zugewinn an heiterer Gelassenheit den Stürmen des Lebens gegenüber, den ich mir schon ausgestellt hatte, etwas vorschnell wie sich nun herausstellte, war im Nu dahin. Und zwar angesichts des greifbar werdenden Frühlings, der mir zwar einerseits das Ende eines persönlichen Tiefpunkts in Aussicht stellte, was aber zugleich nicht den neusten Ereignissen des Weltgeschehens und deren Folgen entsprach.

Die eigene Lebenswirklichkeit ist dieser Tage nicht mehr nur von der Rettung der eigenen Gesundheit, des Klimas oder der Weltgesundheit bestimmt, sondern überdies vom weiteren Verlauf des im Anschluss an die 24. Olympischen Winterspiele in Peking entfachten russischen Angriffskrieges gegen die Ukraine.

Angesichts der anhaltenden Invasion Russlands in die Ukraine will ich nicht überängstlich erscheinen. Aber ich denke daran, in diesem Fall wie auch durch das Virus

SARS-CoV-2 herausfordernden, äußerst bedrückenden, sich dramatisch entwickelnden äußeren Umständen machtlos ausgeliefert zu sein. Ich möchte mich irren. Meine Angst ist möglicherweise falsch. Dennoch Sorge ich mich, während ich vorzeitig knospende Bäume und frisches Grün betrachte. - Was werden die Auswirkungen dieses Krieges sein?



Erschreckend mächtig kommt momentan der Wind aus Osten, so dass man den Jackenkragen ganz weit hochziehen möchte. Er treibt die Wolken fort. Eigentlich Schönwettertage, wäre gerade nicht ....

Während ich einige Minuten später weiter durch Berlins Straßen gehe, treffe ich Menschen aus allen Ecken der Welt. Menschen, die ihrem Lebenstraum gefolgt sind und in der Hauptstadt zahlreich und fast ohne Grenzen leben und zusammentreffen, trotz unterschiedlicher Religion und Nationalität. Infolge des Krieges sind nun hilflose Ukrainer:innen aus allen Teilen des Landes auf der

Flucht, jetzt gerade unterwegs, viele auch nach Berlin, wo man sich auf Abertausende Flüchtlinge vorbereitet.

Wieder zu Hause angekommen geht mir durch den Kopf: Gemeinsam auszugehen, zu feiern, zu tanzen, war in der Zeit vor Corona etwas ganz Selbstverständliches – jetzt nicht mehr. Der Beginn des Krieges, gibt nun sein Übriges dazu. Die Zeit, die der Welt die Todesangst von vielen Millionen Menschen nahebringt, was betroffen macht, den Geist verstimmt, mir macht sie die einfachen Freuden schwer. Das fühle ich ganz deutlich.

Es ist mittlerweile Abend geworden, ein sonniger letzter Februartag mit strahlend blauem Himmel geht zu Ende. Beim Blick durch ein noch regenmattes Fenster beobachte ich nach langer Zeit erstmals wieder das Farbenspiel eines mild leuchtenden Sonnenuntergangs. Die Zeiger der Uhr gehen gegen achtzehn Uhr. Heute. Während ich dem langsamen Schwinden des letzten Tageslichts zusehe, begleitet ein Gedankenspiel den Lauf der Zeit: Glücklicherweise, der für eine der nicht abgesagten Veranstaltungen im Berliner Kunst- und Kulturbereich eines der raren Tickets erhaschen konnte. Oder eine freie Zeitfensterbuchung für ein Museum. Alternativ ging auch ein Besuch im Zoo, auf den ich verzichtet habe.

Doch noch glücklicher ist möglicherweise der, der angesichts des sich ausbreitenden Omikron-Subtyps BA.2 sowie in Anbetracht Corona verbreitender Aerosole in geschlossenen Veranstaltungsräumen, sich konsequent noch tiefer und dauerhaft in den privaten Bereich von Home-Office, Home-Kino und Livingroom-Tanzhalle zurückzieht. Auch jetzt noch. - Gesundheitlich betrachtet ist das zweifellos sicherer. Die erwartete Corona-Pause,

die gibt es (noch) nicht. Es bleibt ein Auf und Ab. - Ach, all das kennt man schon ...



Ich sehe ein, es waren, es sind und es bleiben verwirrend schwierige, emotional aufwühlende Zeiten. Tja, was habe ich erwartet? Und so kommt man nicht umhin, sich irgendwann danach zu befragen: Lebe ich als durch die Corona-Situation unfreiwillig sozial von der Außenwelt isolierter Mensch wirklich glücklich? - So viel sei klar: Selbstschutz geht in der Corona-Krise vor Vergnügen. Mit der Zeit erschien mir in den vergangenen Wochen und Monaten alles andere nur noch als fahrlässig. - Nur, wo soll das hinführen?

Die Stunden und Tage vergehen. Die Natur startet ohne Zweifel in den Frühling. Und der steht bekanntlich für Neuanfang und Hoffnung. Ein Zitat von Ernst Bloch kommt mir da in den Sinn: „Wenn wir zu hoffen aufhören, kommt, was wir befürchten, bestimmt.“ - Jeden

Tag ist jetzt ein bisschen mehr Frühling, der relativ milde, aber tiefdunkle Winter überstanden. Im Schein der ersten Frühlingssonne fühle ich mich nach und nach schwächer gegenüber den kleinen Fluchten in den Wirren des Alltags sowie den Verlockungen des Lebens. Ein Leben im Hier und Jetzt, das trotz allem weitergeht, das ist die Herausforderung. Also: Weiter machen, die Angst im Zaum, Nerven behalten. Weiter durchhalten, jetzt!

Und je länger ich darüber nachdenke, desto klarer entscheide ich mich, ab sofort wieder ein bisschen „normaler“ in der Gegenwart zu leben. Heißt: Weiter machen mit Maske, Corona-Tests und Infektionsgefahr und weiter machen auch mit dem Üben von Hoffnung und dem Bewahren von Zuversicht. Das bedeutet, zu hoffen, auf die Entwicklung eines besser schützenden Impfstoffs und auf ein baldiges Ende des gefährlichen Krieges in Osteuropa.

Es kann sich wenden, zum Guten. Oder auch zum Schlechten. Da hilft jetzt kein Kopfzerbrechen. Was als nächstes kommt, weiß niemand. Ende offen. Die Erinnerung an all das, an die bleiernen Tage des Corona-Winters 2021/22, dem sich die Gefahr eines zerbrechenden Friedens in Europa anschloss, sie wird bleiben. Ich will das Negative mit dem Positiven nehmen. Und aufbrechen in eine Art neue Zeitrechnung, eine die heute bereits unterscheidet zwischen dem Leben vor und dem Leben nach der Corona-Pandemie. In die nahe Zukunft gedacht, meine ich: Berlin ist bereit für Neues. Bereit für neue alte Normalität. Bereit für neue Geschichte, für eine neue Zeit.

Ich bin es auch!

Diese Texte wurden in der Corona-Pandemie im Zeitraum von November 2021 bis Februar 2022 niedergeschrieben. Sie stellen eine literarische Projektarbeit der Erzählerin dar, die ein Stipendium der Verwertungsgesellschaft VG WORT im Rahmen des Zukunfts- und Rettungsprogramms NEUSTART KULTUR der Bundesregierung ermöglichte. Alle Figuren in diesen Texten sind Erfindungen der Erzählerin, keine ist identisch mit einer lebenden oder toten Person. Desgleichen decken sich die beschriebenen Begebenheiten nicht mit tatsächlichen Vorgängen.

A. J.